



Abonnements nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buchhandlungen und Postämtern des deutschen Reiches entgegen.

Ausgegeben am 13. April.  
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1883 bis dahin 1884.

Abonnements-Preis bei allen Buchhandlungen M. 1. — pro Quartal; bei sämtlichen Postämtern M. 1.20 pro Quartal. Preis der einzelnen Nummer 10. Pf.

## Die Schloßfrau von Scharfenstein.

Roman von G. von Wald.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
Uebersetzungrecht vorbehalten.

### Fünfundzweites Capitel.

Frau von Wentland bedurfte heute einer größeren Verstärkung als je, sie mußte äußerlich Ruhe, Liebenswürdigkeit und freundliches Herablassen heucheln, während Zorn, Scham, Angst und Wuth ihr Inneres durchwühlten.

Sie sah in ihrer neuen, wenn auch kleinen, so doch sehr anheimelnden Wohnung einem älteren Herrn gegenüber, der seinerseits nur mit Widerstreben das Frühstück annahm, welches ihm Frau von Wentland serviren ließ.

Sein Aeußeres zeigte den Geschäftsmann vornehmen Standes, sein glattrasiertes Gesicht war exakt, ohne daß ihm der Ausdruck menschlich-freundlicher Mil-

de fehlte. Die Baronin conferirte eifrig mit ihm. Als und zu nahm sie einen Schluck aus dem gefüllten Weinglase, ihre Hand zitterte leicht, mit dem Taschentuche wuschte sie eine heimliche Thräne, die sich ihr aus den Augen stahl, welche sie bittend auf ihre Gegenüber richtete.

„Sie wissen, werther Herr Fahland, in welcher traurigen Lage mein seliger Gatte — Gott weiß, ohne seine Schuld — gerathen war. Der Himmel sandte ihm Hartes, und sein Lebensabend war dadurch trübe und sorgenvoll.“ Sie hielt inne, neigte wieder ihre Lippen, Herr Fahland begleitete ihre sanft gesprochenen Worte mit einem verständnißvollen Kopfnicken.

„Er war unverschuldet in jene ähliche Lage



Die Insel Chynsha an der Küste von Peru. (Text siehe Seite 453.)

„getommen, kein Mensch weiß es besser als ich!“ sagte er theilnehmend.

„Sie und sein Freund Graf Feldern waren es, die in ihrem Ebelmuthe ihm jene letzten Stunden erweiterten. Hätten Sie ihn damals nicht jene bedeutende Summe vorgestreckt, ich mag den Zustand, in dem der Arme sich sonst befunden hätte, gar nicht andenkeln.“ Wieder führte sie das Buch an die Augen und fuhr fort: „Wir hatten Ihnen keine Sicherheit zu bieten —“

„Die Unterthätigkeit des Grafen Feldern genügt und mußte mir genügen, gnädigste Frau.“

„Inwiefern war es eine große, eine edle That von Ihnen, für die ich Ihnen im Namen des Entschlafenen ewig dankbar sein werde.“

Herr Zahland verbeugte sich leicht.

„Wenn guter Mann war stets rechtsichtholl gegen mich, er suchte, so viel es in seinen Kräften stand, mir jede trübe Stunde fern zu halten; so hatte er mir denn auch verschwiegen, was Sie an ihm gethan, erst nach seinem Tode erfuhr ich durch Ihr werthes Schreiben, in welcher großmüthigen Weise Sie und der Graf Feldern sich gegen ihn benommen.“

„Ich bedauere es um so lebhafter, daß ich Ihnen, der Wittwe eines Mannes, der so hoch in meiner Achtung stand, jetzt beschwerlich fallen muß. Meine geschäftliche Lage wird sich aber binnen Kurzem ändern. Meine Söhne und mein Schwiegersohn werden das Wohnhaus übernehmen, ich gedenke den Rest meines Lebens in stiller Zurückgezogenheit zuzubringen, und Sie, meine gnädigste Frau, werden es beargneist finden, daß ich ihnen die Geschäfte nach jeder Beziehung hin geordnet zu übergeben wünsche.“

„O Sie sind mehr als in Ihrem Rechte, ich werde mich auch bemühen, wenn ich die Erbschaft meiner verstorbenen Tante, der Gräfin Polinizia, welche vor nicht langer Zeit in Budapest verstorben ist, angetreten habe, pünktlich jene Summe zurückzugeben. Um den Namen meines Vaters reinzuhalten ist mir kein Opfer zu groß, obgleich sich — ich brauche Ihnen gegenüber so kein Geheimniß voraus zu machen, — meine Zukunft unter solchen Umständen recht trübe gestalten wird.“

„Ich bedauere es lebhaft, meine gnädigste Frau, aber —“

„O kein Wort darüber, werther Freund! Es sind Geschäfte, und die müssen geschäftlich geordnet werden. Sie werden begreifen, wie freudig ich jene Erbschaft begrüße, sie entbehrt mich der endlich beschämenden Nothwendigkeit, die Gutsfrage des Grafen Feldern noch länger in Anspruch nehmen zu müssen. Wenn es mir unter allen Umständen unsagbar peinlich gewesen wäre, so würde dieses Gefühl jetzt, da mich die innigsten Familienbeziehungen mit dem Hause Feldern verbinden, geradezu entsehrlich sein.“

Herr Zahland erhob sich, seine Zeit gestattete ihm nicht, länger bei der Baronin zu verweilen, die er beabsichtigte mit dem nächsten Zuge nach Colberg zu reisen, wohin seine Familie sich bereits vorausbegeben hatte. Freundlich reichte er ihr die Hand. Nun also meine gnädigste Frau, sagen wir, zum Herbst bringen wir die Sache in Ordnung, und unserer Zusammenkunft geschieht dadurch kein Abbruch.“

„So sei es — ja so sei es, und von meinem Danke gegen Sie seien Sie überzeugt.“

Noch einen stummen Händedruck und die Geheimrätthin war allein. Es war die höchste Zeit, daß Zahland sich entfernte, länger hätte sie kaum die mühsam erklangene Fassung bewahrt; einer Ohnmacht nahe, sank sie in einen Sessel. „Bis zum Herbst!“ murmelte sie und vergrub die Stirn, von der eiskalte Tropfen perlen, in beide Hände.

Frau Berger, sonst so frohen Muths, war bedeutend herabgestimmt, ihre fleißigen Hände ruhten oft unthätig im

Schooße, ihre Brille blieb ruhig im Gehäuse, sie gebrauchte sie nur selten. „Mein Gedächtniß muß schwächer geworden sein,“ dachte sie, „denn ich muß die schönsten Geschichten oft zwei Mal lesen; wenn ich eine Seite gelesen habe, so habe ich den Anfang schon wieder vergessen.“ Ihre mütterlichen Gedanken beschäftigten sich mehr denn je mit ihrem Fröling, auch eben jetzt floßen sie zu ihm in sein elegantes Arbeitszimmer. In der Tiefe ihres Herzens konnte sie einen gewissen Groll gegen Friederike nicht unterdrücken, sie hütete sich aber wohl, es ihrem Sohne gegenüber zuzugeben, der, als sie einige Tage nach der Trauung das Gespräch auf Friederike bringen wollte, sie gebeten hatte, diesen Namen nicht wieder zu erwähnen. „Es sind Schicksalsmächte, Mutter,“ hatte er gesagt, „wir Menschen sind zu schwach, gegen sie anzukämpfen und müssen uns Gottes Willen fügen. Wenn Du mich leidest, so sprich nicht wieder von Friederike.“

Fritz hatte dies so ruhig, so gefaßt gesagt, sein Gesicht hatte aber dabei so traurig ausgesehen, daß es der alten Frau fast das Herz brach.

Eben war er bei ihr gewesen, er hatte ihr Lebewohl gesagt, da eine Weile, die er in Geschäften machen mußte, ihn einige Tage fern halten werde. Der Schnellzug führte ihn nach Berlin, die Pferdebahn sofort in das Haus der Tängerin.

Der Hausdiener öffnete ihm diesmal freundlicher die Thüre. „Du lieber Gott,“ sagte er, „es ist mir gut, daß Sie kommen, die arme Person hat ausgelitten, das arme Kind — na, Sie sind wohl der Vater von der Kleinen?“

„Jest bin ich es,“ antwortete Fritz und eilte die Treppe hinauf. Wieder war Alles ruhig, nur aus der einen Stube schlug das Ticken der großen Wanduhr an sein Ohr. Er klopfte, eine Frauenstimme rief „herein!“

Die Morgensonne besahen hell und goldig, wie zum Spott, die grenzenlose Armuth. Eine alte Frau, anscheinend halb erblindet, saß am Fenster und strickte, auf einem Stroh sack auf der Erde lag ein Kind — das Kind der Tängerin, die nebenan in ihrem Zimmer, wo sie vor wenigen Stunden ausgelitten hatte, im Auge ruhte.

Fritz blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen, er bedurfte erst der Sammlung, dann machte er der alten Frau den Grund seines Kommens klar.

„Sie sind es, gnädiger Herr, nun dann ist's gut; habe so wie so nicht gewußt, wie ich das Würmchen erhalten sollte. Ach wie hat sie sich nach Ihnen gelehnt, aber im letzten Augenblicke hat sie den Brief erst abgehändigt, sie konnte kaum noch schreiben. Na und nicht wahr, hätten Sie's gewußt, daß sie krank war, Sie wären längst gekommen.“

„Das war ich!“ entgegnete Fritz leise.

„Ich sagte es ihr immer: Aber so schreiben Sie doch an den Vater des Kindes, so schlecht wird er doch nicht sein und Sie und das Würmchen hier ebenlich umkommen lassen.“

Zum zweiten Male in wenig Minuten hatte man ihn als Vater des Kindes angesehen, eben schlug es die Augen auf, lachte ihn freundlich an und streckte die kleinen Händchen nach ihm aus.

„Es war ein gutes Mädchen, aber gar so eigen, das sehen Sie daraus, daß Sie durchaus nicht schreiben wollte,“ fuhr die Alte fort. Berger gab ihr weiter keine Antwort, sondern fragte nach der Todesursache der Tängerin.

„Heute noch ganz gesund, dann stellten sich plötzlich Schmerzen in der Brust ein, sie mußte sich wohl durch einen falschen Sprung Schaden gethan oder beim Nachhausegehen sich eine starke Erkältung zugezogen haben, es kam ein heftiger Husten, sie tanzte trotzdem jeden Abend noch, dann kam ein Blutsturz, nach mehreren Tagen ein zweiter, sie wurde schwach und schwächer — und dann war es aus!“

„Und Sie haben sich des armen Würmchens angenommen?“

„Du lieber Gott, was will man denn machen?“

„Ich danke Ihnen dafür! Hier,“ er gab ihr Geld, für Ihre Bemühungen, ich werde sofort bei Gericht die nöthigen Schritte thun, um Vormund des Kindes zu werden, sobald diese Angelegenheiten besorgt sind, nehme ich es mit in meine Heimath zu meiner Mutter.“ Die Alte staunte. „Und Sie, liebe Frau, Sie bringen es mit dorthin, denn am Ende kann ich's doch auf der Reise nicht selber waarten!“

„Von Herzen gern, von Herzen gern! Aber —“ die Frau sah dabei sehr traurig auf ihre allerdings sehr abgetragenen Kleider.

„So — ich verstehe,“ sagte Berger, „hier nehmen Sie das Geld, beschaffen Sie sich schnell die nöthigen Sachen, ich denke, daß wir morgen fahren können. Was für das Kind nöthig ist —“

„O, da ist Alles schön und nett, das Mädchen verwannte ihre halbe Gage nur darauf, daß die Sachen ihrer Kleinen so gut als möglich waren.“

Berger ließ sich die Nebenstube aufschließen, still und selbst im Tode noch schön, schmudlos, ohne Blumen lag Feliciata im schwarzen Schrein, wie ihn die Armen-Commission des Viertels Denen gewährte, die auf Erden nicht mehr zurücklassen, als sie mitgebracht.

„Armes Mädchen,“ sagte Berger leise, strich ihr die blendenden Strähne aus dem Gesicht und betete ein Vater unser.

Zwei Tage darauf fuhr er mit der alten Frau, die jetzt sehr anständig und reputlich aussah, und dem Kinde der Tänzerin in seine Heimath, und fast zur selben Stunde fuhr man die Tänzerin Feliciata zum Friedhof des Viertels.

Ein Geistlicher folgte dem Zuge, so wünschte es der Rechtsanwalt. Nach wenigen Tagen erhob sich ein schlichtes Kreuz auf dem Hügel, damit das Kind, das in der Stunde, wo es die Mutter verlor, ein Vaterherz gewann, einst am Grabe Derjenigen weinen könne, die ihm das Leben gab.

Frau Berger war in großer Aufregung, am Morgen hatte sie von ihrem Sohne einen Brief aus Berlin erhalten, der ihr die Kunde brachte, sie möge das Giebelstöbchen herichten, da er denselben Abend noch ihr einen Gast zuführen wolle. Die gute Frau zerbrach sich den Kopf, wovon wohl ihr Fröhen bringen könnte. Freudig wollte es zuweilen in ihrem mütterlichen Herzen auf. „Sollte es eine Braut sein?“ fragte sich sich. „Sollte Fritz uns eine Schwiegertochter bringen wollen, Alter?“

„Unfsinn,“ antwortete der Meister, „die wird er gerade hier zu uns bringen.“

Die Beiden überlegten hin und her, sie lasen den Brief immer und immer wieder, ohne zu einem Resultate zu kommen.

„Nichte nur die Stube ein, Mutter,“ sagte endlich der Meister und nahm seine Arbeit wieder auf. „Du hast dann Zerstreung, und geh zum Zuge, der um zehn Uhr von Berlin kommt, an die Bahn, wie es in dem Briefe steht, dann wirst Du es schon sehen.“

„Du gehst mit, allein gehe ich nicht, ich könnte einen solchen Schreck oder eine solche Freude haben, daß ich auf der Stelle liegen bliebe!“

Der Meister lachte und versprach seine Frau zu begleiten. Der Abend kam heran, Frau Berger war schon zum Ausgange gerislet, da fiel ihr ein, daß ihr Sohn nur sie allein an die Bahn bestellt habe, daß es am Ende doch besser sei, wenn sie auch nur allein hinginge. Ihr Mann war es zufrieden, und klopfenden Herzens machte sich die Meisterin auf den Weg, natürlich kam sie viel zu früh und mußte eine Stunde der frohen Erwartung in dem Wartesaal verbringen. Endlich pfiß der Zug, athemlos stürzte die Alte auf den Perron, da sah ihr Fritz schon aus dem Fenster; wie hübsch, wie vornehm sah er doch aus. Er benutzte natürlich die zweite

Klasse, wohingegen sie nur einmal in ihrem Leben in einem Wagen vierter Klasse gefahren war. Merkwürdiger Weise stieg er allein aus, denn die alte Frau mit dem Kinde auf dem Arme konnte doch unmöglich der Besuch sein, den er mitbrachte.

„Am, Fritz — und der Besuch?“ fragte sie enttäuscht. Er deutete auf die Wärterin mit der Kleinen. „Ein Kind — Dein?“ entfuhr es der Alten, die vor Schrecken sich am Arme ihres Sohnes hielt.

„Ein Kind — wenn auch nicht mein leibliches, so doch jetzt mein Kind, Mutter,“ antwortete Fritz leise.

„Gelobt sei Gott!“ sagte die Alte.

„Komm nur erst nach Hause, Mutter, dann erzähle ich Dir, wie Alles so gekommen.“

Fritz bestieg mit beiden Frauen und mit seiner kleinen Schutzbefohlenen eine Droschke und fuhr zur Wohnung seiner Eltern. Frau Berger nahm der Wärterin das Kind ab, beim Scheine der Laternen, die beim Vorüberfahren ab und zu einen Schein in den Wagen sandten, sah sie daß es ein liebes kleines Ding war, das freundlich auf die Liebeshöhen der Alten einging, und ehe sie noch die traurige Geschichte der Herkunft des Kindes mußte, ehe sie das weit abwärts gelegene Haus erreichten, hatte sie sich schon mit ihm befreundet. Meister Berger war nicht weniger erkaunt, als es seine Ehehälft gewesen war, doch als sie das Kind mit seiner Wärterin im Giebelstöbchen untergebracht hatten, als Fritz ihnen das traurige Geschick derselben erzählt hatte, da wußte die Alte Thänen der Rührung aus ihrem runzeligen Gesicht, der Vater reichte seinem Sohne die Hand. „Recht so gehandelt, Junge, das Kind ist unser Kind. So lange wir noch leben, soll es in Gottesfurcht erzogen werden. Wenn Du uns den Vater nicht nennen willst, so wirst Du Deine Gründe dazu haben.“

Mit dem befriedigenden Bewußtsein, eine gute That vollbracht zu haben, schritt Berger nach Hause und begab sich zur Ruhe.

Der Urlaub des Präsidenten von Gatersbach war beendet, er lernte mit seiner Gattin zurück und bezog sofort die neu hergerichtete Wohnung. Er konnte dem guten Geschmack seiner Schwiegermutter nicht genug Anerkennung zollen, seine alten Möbel waren äußerst günstig placiert, die neuen Sachen präsentierten sich ganz vorzüglich, nur hätte er sie einfacher und schlichter gewünscht. Er bedauerte innerlich die Freigebigkeit der Geheimrätthin, doch war er feinsühnd genug, dies derselben gegenüber nicht auszusprechen. Christiane war äußerst befriedigt, sie schaltete und waltete bereits in dem neuen Heim, als Frau von Wentland eintrat, das zurückgelehrte Paar zu begrüßen.

Sie übernahm für den Abend die Sonneurs und schaute mit ungemeiner Freude auf ihr Werk, welches Beiden so ausnehmend zu gefallen schien. Die Kinder verweilten noch bei der Schwester des Präsidenten, sie sollten für die nächste Zeit auch noch dort bleiben, bis sich das Ehepaar erst vollständig eingerichtet hatte.

Mit Allem war Herr von Gatersbach zufrieden, nur wollte es ihm nicht gefallen, daß das Zimmer für die Kinder in dem oberen Stockwerk gelegen war, er nahm sich vor, dies bei Gelegenheit Christianen zu sagen und sie zu bitten, einen andern Raum in der ersten Etage dazu einzurichten.

Die üblichen Witten wurden unternommen. Frau von Gatersbach vermühte es schmerzlich, daß sie sich dazu eines Mietwagens bedienen mußte, daß ihr Gatte sie immer noch nicht mit einer eigenen Equipage beschenkt hatte.

„Wie mir Gräfin Kerner erzählte,“ sagte Christiane, als sie sich in ihler Laune auf dem unbequemen Sige zu recht setzte, „hatte Dein Vorgänger, der Präsident von Kroswardt, stets ein sehr angenehmes Fuhrwerk!“

„Herr von Korswandt war ein vermögender Mann, hatte keine Familie und — wir, liebe Christiane, müssen uns nach der Dedé strecken!“ entgegnete Herr von Gatersbach.

Seine Gattin schwieg, unumtwillig empfand sie die Unbequemlichkeit des Wagens. „Nach der Dedé strecken!“ Auch ihr Gatte gebrauchte diesen Ausdruck, der ihr so sehr zuwider war, sollte er sich denn für das ganze Leben an ihre Fersen heften? „Er hatte keine Familie“ — auch das war ein Umstand, wodurch es Herrn von Korswandt möglich gewesen war, seiner Gattin Equipage zu halten, ja es war überhaupt recht lästig, daß Gatersbach Familie hatte, bestehend aus zwei verzogenen Mädchen und einem halbsüchtigen, ungezogenen Jungen. Vorläufig waren sie ja gut aufgehoben, sie wollte sich jetzt nicht die Gedanken damit beschweren, wie es werden würde, wenn die Kinder erst ihrer Erziehung unterstellt wurden. Ein Punkt war freilich jetzt schon zu erledigen, nämlich der, ob die Erzieherin bleiben sollte oder nicht. Christiane wünschte das Erstere, wohingegen ihr Gemahl derselben für den 1. October gekündigt hatte.

Der Kutscher hielt. „Mein Gott, die Leute werden uns doch nicht annehmen!“ seufzte Christiane. Doch ihr Hoffen war vergebens, der Diener, der die Herrschaften angemeldet hatte, kam zurück mit dem Bescheide: „Sehr angenehm!“

„Die Neugierde ist zu groß!“ sagte Christiane mißgestimmt. „Wenn uns alle ledig Familien annehmen, dann können wir einige Wochen Visite fahren!“

„Liebes Kind, man freut sich doch auch, uns wieder zu sehen!“ entgegnete der Präsident begütigt, was ein mit leidiges Lächeln seiner Gattin zur Folge hatte.

Mit gemüthlicher Freundlichkeit begrüßte die Präsidentin die Familie, sie freute sich so herzlich, daß sie nach so langer Abwesenheit wieder das Vergnügen habe, sie zu sehen, bat um freundschaftliche Gesinnung auch in dem neuen Lebensabschnitte und hoffte auf einen regen, innigen Verkehr. Das herzliche Lächeln, der wieder Händedruck der schönen, eleganten Frau erhöhte die Wirkung ihrer Worte.

„Doch eine charmante Frau!“ meinte der Hausherr, als sich das Ehepaar Gatersbach entfernte hatte.

„O ja,“ erwiderte seine Gattin, „sehr chic, sehr distinguir, ausnehmend liebenswürdig, aber fast zu liebenswürdig, um daran zu glauben!“

Der freundliche Ausdruck Christianes war verschwunden, so wie sie wieder im Wagen saß, er wurde immer düstere und abgepannter, je öfter sie angenommen wurden. Der Wagen hielt wieder, Frau von Gatersbach sah durch das Fenster. „Sagt sind wir bei Schliemanns, paß auf, sie nehmen uns nicht an!“ rief sie. Durch den Ton, in dem sie diese Worte sagte, klang deutlich die Abneigung, welche sie gegen diese Familie empfand.

„Dann wäre ja Dein Wunsch erfüllt!“ entgegnete der Präsident.

„Hier dürfte die Sache doch etwas anders stehen, bei Schliemanns liegt entschieden eine böse Absicht vor, wenn sie unsere Visite abweisen!“

„Aber Christiane, wer wird immer das Schlimmste glauben!“

Es war ein Thema, welches schon öfter zwischen den Ehegatten besprochen worden war, man konnte sich hinein nicht einigen, und eine gewisse Gereiztheit erfaßte Frau von Gatersbach stets, wenn auf diese Familie die Rede kam. — Heute nun, wo sie nervös, abgepannt war, berührte sie dieser Name besonders unangenehm, sie entgegnete daher spitz: „Nimm es mir nicht übel, lieber Mann, diese Mißdeutung der frommen Denkungsweise mag wohl im Allgemeinen Dich in den Augen der Welt für Das gelten lassen, was man so im gewöhnlichen Leben mit dem wenig schmeichelhaften Ausdruck „ein guter Mann“ bezeichnet, ich sollte aber doch meinen, daß diese Bezeichnung wenig dazu angethan ist, den

Betreffenden im Leben als einen Charakter erscheinen zu lassen. Die Hüte ist in diesem Falle der Schwäche gleich zu achten, und Du solltest doch auch bedenken, daß Du mir, Deiner Frau gegenüber Verpflichtungen hast!“

„Aber Christiane!“ rief Herr von Gatersbach.

„Frau von Schliemann hat mich beleidigt, sie trägt mir gegenüber ein Benehmen zur Schau, hat eine Art und Weise, von mir und mit mir zu sprechen, die ich mir nicht gefallen lasse. Ich werde wissen, sie in ihre Schranken zurückzuweisen und werde es versuchen, wenn mein Mann zu schwach dazu ist, mir die nöthige Position ihr gegenüber selbst zu verschaffen!“ Sie lehnte sich mit gerötheten Wangen in den Wagen zurück und preßte die Lippen aufeinander.

„Die Herrschaften lassen sehr bedauern!“ meldete der Diener.

Ein Blick des Triumphes aus den Augen Christianes traf den Präsidenten. „Siehst Du, ich hatte Recht!“

„Sie können aber wirklich behindert sein, Besuch zu empfangen!“

„Es ist und bleibt ungezogen, nicht einmal einen Grund anzugeben, einfach bedauern zu lassen, das schickt sich der Familie des Präsidenten gegenüber nicht!“

Herr von Gatersbach schwieg verstümmt.

„Ich hoffe, daß Du es Herrn von Schliemann fühlen lassen wirst!“ fuhr Christiane weiter fort.

Nach immer wollte diese Visite-Quäl nicht enden; endlich gegen 3 Uhr langte man zu Hause an, Frau von Gatersbach legte sich auf das Sopha, sie war zu abgepannt, um jetzt schon das Mittagessen einzunehmen: obgleich es mit den Geschäften ihres Gatten sehr schlecht zu vereinigen war, wurde es bis zur fünften Stunde des Nachmittags verschoben.

#### Sechzehntes Capitel.

Graf Feldern lebte in Dawos mit seiner Gattin in stiller Zurückgezogenheit, die Gräfin sielte sich angegriffen, es hätte des Rathes der Aerzte nicht bedurft, sie vor aufstrebenden Ausflügen und vor gestlichem Verkehr zu warnen. War sie in gesunden Tagen wenig dazu geneigt gewesen, neue Bekanntschaften anzuknüpfen, so empfand sie jetzt noch weniger das Bedürfnis dazu. Ihre Ruhe, die vornehme Zurückgezogenheit, welche ihre Person mit jenem eigenthümlichen Nimbus umgab, der Fremde abhielt, sich ihr zu nahen, erleichterte ihr das Fremdbleiben mitten in einem bewegten Babelleben.

Die erste Abwechslung in dieser wohlthuenenden Ruhe brachte der überraschende Besuch Theobalds und seiner Gattin.

Die Eltern freuten sich ungemein darüber, dem scharfen Blicke der Gräfin entging es nicht, daß sich das Verhältniß zwischen Theobald und Friederike inniger gestaltet hatte, als sie es hoffen durfte. Die Zeit des Aufenthaltes für das junge Paar in Dawos war nur kurz bemessen, Friederike drängte nach der Heimath, sie, die an Thätigkeit von Jugend auf gewöhnt war, sehnte sich danach, nun ihren eigenen Hausstand zu beginnen, sie fand es außerdem für Theobald entschieden nöthig, daß er nunmehr die Bewirthschaftung des Gutes übernehme. Es waren stille, angenehme Tage, die sie in Dawos mit den Eltern verlebte; um so erquicklicher für alle Theile, weil die Eltern sich durch das freundschaftliche Verhältniß zwischen Theobald und Friederike entschieden wohlthunend berührt fühlten. Der gute Einfluß der Schwiegertochter auf Theobald war nicht zu verkennen, er war erwiefter und geleiteter geworden, seine Interessen gingen mit denen seines Vaters mehr Hand in Hand, so daß dieser eingehend über die Bewirthschaftung der Güter mit ihm verhandeln konnte.

„Wir wollen im Anjang still und zurückgezogen leben,“ sagte er, „Friederike muß sich erst in den großen Haushalt finden, und ich will die Zeit benutzen, in der mir der alte Meyer noch zur Seite steht, um mich von ihm gründlich in die Geheimnisse der Wirtschaft einweisen zu lassen.“

„Das sind gute Grundstücke, mein Sohn,“ äußerte die Gräfin zustimmend. „Friederike, Sorge Du dafür, daß sie auch gehalten werden. Ich kenne Theobald, er nimmt sich viel vor, ist auch im Augenblick fest von dem Willen durchdrungen, es durchzuführen, doch zeigt sich die Beschäftigung nur in der Ferne, so vergißt er nur allzuleicht, was er sich selbst versprochen.“

Ueber Friederike kam eine Bangigkeit, sie hatte in der kurzen Zeit des Zusammenlebens mit ihrem Gatten schon oft genug diese Erfahrung gemacht, sie hoffte aber in der Stille, daß ihr es doch gelingen werde, ihn zu festigen. Eins drückte sie, sie mußte sich das Herz erleichtern, sie mußte es dem Grafen sagen, daß Theobald in Vizca gespielt, verloren und die Güte seiner Cousine in Anspruch genommen hatte. Ihr Schwiegervater hörte die einfache, sachgemäße Erzählung Friederikes an und versprach den Wünschen derselben gemäß ohne Wissen Theobalds die Summe sofort an Herrn von Feldern-Mandorff zu schicken. Sie wollte dafür sorgen, damit er selbst etwas dazu thun sollte,

sein Unrecht wieder gut zu machen, daß er das Geld nach und nach spare, erst dann sollte er erfahren, daß die Schuld schon bezahlt war.

„Du bist eine prächtige Frau, Friederike,“ sagte der Graf, indem er sie herzlich umarmte. „Unter Deiner Leitung hoffe ich für ihn das Beste.“

Zwei Tage darauf reiste das Paar in die Heimath ab, nicht ohne stille Berücksichtigungen für die Gräfin, die gerade jetzt wieder recht leidend war.

Der Weg führte die jungen Leute über Köln, dann machten sie der Geheimrätthin einen kurzen Besuch, die ihrerseits versprach, in nicht allzulanger Zeit denselben auf Scharksenstein zu erwiedern. Auch Herrn von Gatersbach und Christiane forderte Feldern auf, sich bald bei ihnen sehen zu lassen. Der Präsident zeigte große Lust dazu, wollte die Jagdzeit abwarten, seine Gattin verhielt sich der freundlichen Aufforderung gegenüber äußerst kühl und reservirt.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Staat am Abgrund.

(Mit Illustrationen.)



Die alte Geschichte Perus hat in vieler Beziehung einen sagenhaften Anstrich. Heidnisch waren allerdings die beherrschenden Jntas, deren Nachkommen sich noch beim erften Betreten des Landes durch Europäer voranden und die neben den Wesen mehr sich selbst und ihre Macht anbeten ließen, aber sie hatten doch eine Cultur, die ungleich höher stand, als Alles, was von den sozialen Einrichtungen der spätern Indianer bekannt geworden ist. Dann kamen die durch Columbus auf den neuen Welttheil aufmerksam gewordenen Spanier, die sogenannten Conquistadoren, welche die Jntas vom Throne stürzten, an deren Stelle jedoch nur eine die eingeborene Bevölkerung noch viel mehr bedrückende, auslaugende Herrschaft einführten.

Es handelte sich um Ausbeutung des wunderbaren Landes in jeder Hinsicht. Märchenhaft waren die Schätze an Gold, Silber, Diamanten u. s. w., die das Land darbot. Die Heischlümer Perus wurden in der ganzen christlichen Welt sprichwörtlich — Das spanische Mutterland schenkte aus dieser Quelle die Mittel zu neuer Macht und zu unerhörtem Wohlleben. Aber stets schmachteten die Indianer, welche Peru bewohnten, unter einem unmenslichen Joch. Gleich Sklaven mußten dieselben arbeiten, um der unersättlichen Gabsucht der Spanier nach Perus Goldarbeiten zu fröhnen. Nacht mußten sie arbeiten, um nichts für sich selbst zu verdienen zu können. Der Einfluß der Priester, welche endlich das arme Volk als „Väter“ betrachteten lernte, machte sie willig zum Dienste, der ihnen selbst nichts brachte als dürftige Unterhaltung des Lebens.

Jahrhunderte lang währte die spanische Herrschaft. Erst seit etwa 60 Jahren waren die Weißen Südamerikas diese ab und es bildeten sich mehrere Republiken, unter denen Peru längere Zeit die Führung hatte, die aber in Folge der Verhöhnung glücklicher Parteigänger im Allgemeinen einmüde und sonderb nicht viel leucht war.

Durch Einmischung indistincter Europäer bestanden sich die Zustände mannigfaltig. Es erwachte die zu profitabler Handel, doch schaden die Republiken ihrem eigenen Wohlbefinden durch fortwährende Streitigkeiten unter sich selbst.

Einen ungeheuren Aufschwung nahm Peru mit einem Male dadurch, daß flüchtige Europäer den Guano für die europäische Landwirtschaft in den Handel brachten. Mit bereitwilligem Eifer bemühten sich die Landwirthe dieses kostbaren Mittels zur Befruchtung des Bodens.

Zur Geschichte des Guanohandels ist folgendes zu bemerken: Nicht nur die der Küste Peru vorliegenden Inseln und weiter hinab die Inseln Patagoniens u. liefern Guano, sondern auch die Westküste und Südwestküste Perus, die Inseln Chabon, Angra-Pequena, Malaga, die Klippen der Saldanha-Bai; aber von allen Sorten ist der sogenannte Peru-Guano der beste. Nach allen älteren zuverlässigen Beschreibungen ist das Verhältniß folgendes. Es gibt zwei Sorten peruanischen Guano: den Angamos- und den gewöhnlichen Guano. Ersterer besteht aus den jüngeren Excrementen der Seewadl, der nur in binnernen Südküsten vorkommt, besonders auf solchen Küsten, welche von den zahlreichen Vögeln noch als Nester und Brutplätze besucht werden. Dies ist das beste Düngemittel, welches zunächst von den Weißen Peruanern und den Indianern der Küstengegenden verwendet wird.

Der gewöhnliche Guano, in dicken Schichten von Jahrzehnte, ja Jahrhunderte langem Alter, auf allen Küsten-Inseln Perus vorkommend und zwar auf Lobos de Terra, Lobos de Maro, auf den Chincha-Inseln, auf den Klippen vor dem Eiland San Gallan, ist es besonders, welcher als wichtiger landwirthschaftlicher Handelsartikel verschifft wird. Dieser Guano ist völlig trocken und bröckelig; er findet man in ihm große glasartige durchsichtige Salzmischungen, bald farblos glänzend weiß, bald grau, gelb, bald fast schwarz, zumest in den unteren, also ältesten Schichten. Der Peru-Guano enthält 8—17 Procent Ammoniak, der afrikanische nur bis 10 Procent, beide ziemlich gleich 25—48 Procent phosphorsaure Salze. Von den im Handel vorkommenden Sorten: weiß, gelb, graubraun, dunkelbraun und roth ist erstere die beste. Der gute Peru ist grau, der diesem am nächsten kommende afrikanische Jntas dunkelbraun. Der schlechte, rathgelbe soll nicht viel taugen. Wenn der Geruch des Guano nicht penetrant ammoniakalisch ist, taugt er nichts.

Die Hauptausfuhr findet von den Chincha-Inseln statt, namentlich von der Insel Chincha selbst, wo die unerschöpflichen Massen von einem hohen kippenartigen Hügel (siehe unsere Illustration Seite 449) gebrachen und direct in Schiffe verladen werden.

Da alle Guano-Fahrzeuge (ca. 500 jährlich) den Hafen von Bisca anlaufen mußten, so erob sich dieser Punkt zu großer Bedeutung. Lima und Callao waren die peruanischen Haupt-Handelsplätze für Guano.

Genug, der Staat Peru hatte durch seine schier unerschöpflichen Guanolager für die halbe Welt neue Bedeutung gewonnen, die ihm selbst alljährlich Millionen abwarf. Nur dadurch konnte die durch immer unruhner zerstückte Republik ein Jahres-Einkommen von circa 70 Millionen Dollars aufstellen.

Inzwischen hatte sich aber die Nachbar-Republik Chile mit einem frischen Lebenszuge zu neuem Gedeihen aufgeschwungen, welches energisch mit demjenigen Perus rivalisirte. Peru geriet mit Chile in einen langwierigen Krieg, in welchem ersteres zur See wie zu Lande unterlag. Chile besetzte die besten Bays Perus mit seinen Truppen, erzwang dem Peruaner Vertrag, der ihm die ganze Salpeterküste, Tarapaca mit dem Hafen Yaulique und einen großen Theil der Guanolager sicherte, und ließ überdies seine Armee als Beobachtungs-corps in der Nähe von Callao stehen, was der zerbröckelnden Republik Peru eine Last von monatlich 300,000 Dollars Unterhaltungskosten auflud.

Die Hafenzölle von Yaulique brachten Chile in Zeit von 11 Monaten bereits ca. 5 Millionen Dollars, während der einzige Hafen, den Peru noch zur Verfügung hat, Callao, jährlich nur noch etwa 2 Millionen einbringen soll. Peru ist in Folge dieser schweren Schläge und seiner unaufhörlichen inneren Zwiste, in die auch der Zerfall von Lima zum Schaden des Landes eingreift, so zu Grunde gerichtet, daß bereits eine starke Partei existirt, welche Umverteilung in die Republik Chile als vortheilhaft betrachtet, und es ist sehr wohl möglich, daß das reich blühende Chile sich über Peru, oder wenig auf Perus Trümmern zu neuer Größe erhebt. Aber auch dieser Zustand würde wahrscheinlich keine Dauer haben, da es in allen diesen südamerikanischen Republiken nie an Oligarchen fehlt, deren eigennützige Herrschaft den Frieden derselben untergräbt.

— O f e r n . —

Kling's nicht wie Oherläuten  
Durch Wald und Feld und Aue?  
Was soll der Klang bedeuten?  
Woh geht durch die Natur!

Siehst Du wie Blatt und Gläthe,  
Wie Knosp' an Knosp' schmollt?  
Und jagt an Gottes Güte,  
Aus der das Leben quillt?

Siehst Du im Glümlein regen  
Sich neue Kraft zum Fein?  
Wer giebt zur Zeit ihm Regen,  
Wer Thau, wer Sonnenhehn?

Hörst Du ihn ringsum klingen  
Der Vögel muntern Sang?  
Wie sie in Luft sich schwingen  
Nach langen Winters Drang?

Und wollest nicht verzagen  
An Gottes Macht und Kraft,  
Die nach den trüben Tagen  
Auch wieder Freuden schafft?

Fühst Du der Engeln Schwaben,  
Ihr Kaufst durch die Luft,  
Wie sie zu neuem Leben  
Ausstreu'n Lenzedust?

Und wollest schlafen gehen  
In ideo Grabesnacht,  
Da wollest nicht mehr sehen  
Wie die Natur erwacht?

Auf, auf, mein Herz, erwache  
Du frischem Lebensmuth,  
Dass Dir der Himmel lache  
In holder Lenzesgluth!

Der Vögel, Aue' und Blätter  
Du neuen Leben schuf,  
Er ist auch Dein Erretter  
Mit seinem Osterluth.

Er kann Dir Hilfe senden,  
Auch Dir auch gar so bang,  
Er kann die Krankheit wenden  
Und ih's auch noch so lang.

In Gottes Vaterhände  
Sieh Alles himmelwärts  
Und bitte, dass Er sende  
Auch Frühling Dir in's Herz!

Gedwig von Geishe.

Prinz Friedrich von Homburg.

(Mit Illustrationen.)

Unter der langen Regierung des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm gewann der brandenburgisch-preussische Staat wieder Macht und Ansehen, welche durch die Verheerungen des dreißigjährigen Krieges und durch das Einwirken der Schweden beiderseits der Ostsee stark angegriffen waren. Der Große Kurfürst erlangte Hinterpommern, die Blüthener Wenden, Halberstadt und Kammin und das Erzstift Magdeburg, später durch den Belauer Vertrag die volle Landeshoheit im Herzogthum Preußen.

Als aber die Schweden wieder übermüthig wurden und mit Kriegsmacht in Kurbrandenburg einfielen, nahm der gerade wegen Holland mit Frankreich im Kriege begriffene energische Monarch alle seine verfügbaren Truppen zusammen und zog in Eilmärschen gegen den eingetollenen Feind, der für Deutschland längst eine Gefahr geworden war, in's Feld.

Bei dem Städtchen Fehrbellin, im Osthobellande, lag die Entscheidung. Am 18. Juni 1675 trafen die beiden Heere zusammen. Das des Großen Kurfürsten, 5000 Mann stark, befehligte als Obergeneral der wohlbekannte Feldmarschall Derfflinger, doch war der Kurfürst persönlich im Treffen. General der Reiterei war der junge Prinz Friedrich Albrecht von Hessen-Homburg, eine Feuerseele, und dieser ist es, welchen Heinrich von Kleist in seinem herrlichen Drama: „Prinz Friedrich von Homburg“ unsterblich gemacht hat.

Prinz Friedrich wird als „mondbüchtig“ in die Dichtung eingeführt, es scheint aber, als ob die Liebe zu der schönen Wichte des Kurfürsten, Prinzessin Natalie von Drenin, ihn in den Zustand tiefster träumerischer Herztrübtheit versetzt habe. An solcher Träumerei ist er in dem Momente befangen, da der alte Derfflinger (von Kleist „Zwilling“ genannt) vor Fehrbellin den versammelten Obersten den Schlachtplan dictirt. Prinz Homburg, dessen Abtusen der alte Oberst von Kottwitz ist, soll mit der Reiterei in gedehrt Nieversee stehen bleiben, bis ein gewisser Fall im Laufe der Schlacht eintritt.

Auf diesen Befehl nimmt der feurige Prinz später keine Rücksicht. Oberst Kottwitz hat die Reiterei, der Ordre des Feldmarschalls gemäß, allerdings in Abwesenheit des Prinzen „im Zwalgen“ aufgestellt. Da trifft der Prinz bei seinen Schwaaren ein. Ein Kanonenschuß fällt. „Das ist der Hennings, und die Schlacht beginnt“, ruft Kottwitz und befehlt den Reitern aufzusitzen. Die Führer steigen auf einen Hügel.

„Wer ist es? Was?“ fragt der Prinz, noch immer zerstreut durch den Gedanken an seine geliebte Prinzessin.

„Der Oberst Hennings“, antwortet ihm sein Freund Graf Hohenzollern, „der sich in Wrangels (des schwedischen Generals) Rücken hat geschlagen. Komm nur, dort kannst Du Alles übersehen.“

Wolz (auf dem Hügel). Ehi, wie er furchtbar sich am Rücken entfallt! Prinz von Homburg (schüttelt die Hand über die Augen). Der Hennings dort auf unsern rechten Hügel?

Erster Offizier. Ja, mein erlauchter Prinz.

Prinz von Homburg. Was auch, zum General! Der stand ja gestern auf des Heeres Linien.

(Mondbüchtig in der Ferne.)  
Oberst Kottwitz. Bis Clement! Jetzt, aus zwölf Feuereschüden  
Wirkt jetzt der Wrangel auf den Hennings los!

Erster Offizier. Das nenn' ich Schanzen, das, die schwedischen  
Zweiter Offizier. Bei Gott, geführt bis an die Kirchthurnspitze  
Des Dorfs, das hinter ihrem Rücken liegt! (Schüsse in der Nähe.)

Wolz. Das ist der Truchß.  
Prinz von Homburg. Der Truchß?  
Oberst Kottwitz. Der Truchß, er, ja,

Der Hennings geht von vorn zu Hilfe kommt.  
Prinz von Homburg. Wie kommt der Truchß heut in die Mitte?

(Hörliche Kanonade.)  
Wolz. O Himmel — schaut! Mich dünkt, das Dorf fang Feuer!  
Dritter Offizier. Es brennt, so wahr ich leb!

Erster Offizier. Es brennt, es brennt!  
Die Flamme zuckt schon an dem Thurm empor!

Wolz. Au, wie die Schwedenboten fliegen rechts und links!  
Zweiter Offizier. Sie brechen auf!  
Kottwitz. Wo?

Erster Offizier. Auf dem rechten Flügel!  
Dritter Offizier. Freilich! in Jügen! mit drei Regimentern!  
Es scheint, den linken wollen sie verpacken.

Zweiter Offizier. Bei meiner Kreuz und Keiterei rückt vor,  
Den Morch des rechten Flügels zu bedecken!  
Hohenzollern (schüt). Ha, wie das Feld die wieder räumen wird,  
Wenn sie verfehrt aus hier im Thal erblickt! (Warten hören.)

Kottwitz. Schaut, Brüder, schaut!  
Zweiter Offizier. Vorcht!  
Erster Offizier. Feuer der Musketen!

Dritter Offizier. Jetzt sind sie bei den Schanzen aneinander!  
Wolz. Bei Gott! solch ein Donner des Geschüßes  
Hab' ich Zeit meines Lebens nicht gehört!

Hohenzollern. Schiecht! schiecht! und macht den Schoop der Erde bersten!  
Der Hüß soll eurer Leichen Urabmal sein!

(Bauie — Ein Schlegelstreich aus der Ferne.)  
Erster Offizier. Herr, Du dort oben, der den Sieg verleiht, —  
Der Wrangel lehrt den Rücken schon!

Hohenzollern. Nein. Sprich!  
Wolz. Beim Himmel, Freundel auf dem linken Hügel!  
Er räumt mit seinem Feldegeschüß die Schanzen.

Alle. Triumph! Triumph! Triumph! Der Sieg ist unser!  
Prinz von Homburg (steigt vom Hügel herab). Auf, Kottwitz, folg' mir!  
Kottwitz. Ruhig, Kinder, ruhig!

Prinz von Homburg. Auf! lasse die Fanfare blasen! Folg' mir!  
Kottwitz. Ich sage: ruhig!  
Prinz von Homburg (schüt). Himmel, Erd' und Hölle!

Kottwitz. Des Heren Durchlaucht, bei der Parole gestehn,  
 Befehl, daß wir auf Edrer warten sollen.  
 Wols, lies dem Heren die Parole vor!  
 Prinz v. Homburg. Auf Edrer? G. Kottwitz, reißt Du so langsam?  
 Holt Du sie noch vom Heren nicht empfangen?  
 Kottwitz. Edrer?  
 Hohenzollern. Ich bitte Dich! Von meinem Heren?  
 Kottwitz.  
 Hohenzollern. Laß Dir bedeuten, Knecht!  
 Wols.  
 Kottwitz. Gestand! Obel kommt Du mir so, mein junger Herr?  
 Den Gaus, den Du demher sprangst, schlepst du noch!  
 Im Nothfall an dem Schwanz des meinen fort!  
 Marsch, marsch, Ihr Heren! Trompeter, die rausch! In  
 Zum Kampf, zum Kampf! Der Kottwitz ist dabei!  
 Wols (zu Kottwitz). Nein, nimmermehr, mein Obrist! Nimmermehr!  
 Zweiter Offizier. Der Henning hat den Hlyn noch nicht erwidert!  
 Erster Offizier. Nimm ihm den Degen ab!  
 Prinz v. Homburg. Den Degen, mir? (er reißt ihn aus.)  
 G. Du vorwärts ger Knabe, der Du noch  
 Nicht die zehn mächtigsten Gebote kennst!  
 Hier ist der Dehne zusammen der Scheidel.  
 (er reißt ihm das Schwert vom den Gürtel ab.)  
 Erster Offizier. (taumelnd). Mein Prinz, die Pat, bei Gott —  
 Prinz v. Homburg. (auf ihn einfallend). Den Wind noch öffnest —  
 Hohenzollern zum Offizier. Schweig! läßt Du rasend?  
 Prinz v. Homburg. (indem er den Degen abwirft). Erdummannt! —  
 Führt ihn gefangen in das Hauptquartier!  
 (zu Kottwitz und den übrigen Offizieren.)  
 Was ist die Parol, Ihr Heren: Ein Sturke,  
 Und seinem General zur Schlacht nicht folgt!  
 Wer von Euch bleibt?

Kottwitz. Du hörst. Was eiferst Du?  
 Hohenzollern. (weigend). Es war ein Rath nur, den man Dir ertheilt.  
 Kottwitz. Auf Deine Kappe nimm's! Du folge Dir.  
 Prinz v. Homburg. (traulich). Ich nehm' ich auf meine Koppe. Folgt  
 mir, Brüder! (alle ab.)

Dies ist die so wichtige Scene, welche unsere Illustration darstellt.  
 Der gewöhnliche Sieg ist glänzend, aber gleichwohl ist der Kurfürst  
 ergrimmt, daß die in seiner Gegenwart gegebenen Befehle durch den  
 Commandirenden der Kavallerie nicht strictly eingehalten worden sind; ohne

Au wissen, daß der Prinz von Homburg selbst im Treffen befehligt hat,  
 ordnet der Kurfürst die Einsetzung eines Kriegsraths an.  
 Prinz Friedrich wird durch dasselbe zum Tod verurtheilt. Weiter  
 vermindert er den Spruch, in der Meinung, es handle sich nur um eine  
 Form und der Kurfürst werde ihn ohne Weiteres durch seiner Macht-  
 vollkommtheit losprechen. Als dies keineswegs geschieht, bittet die  
 Prinzessin Natalie hauptsächlich um Prinz Friedrichs Leben.  
 Der Kurfürst scheidet eine bedingungsweise Begnadigungs-Erdre,  
 die er den Führenden einhändig: Wenn der Verurtheilte behaupten  
 kann, daß ihm durch den Todespruch ein Unrecht geschehen sei, soll er  
 frei sein.  
 Da bäumt sich in Prinz Friedrichs Brust die soldatische Ehre auf,  
 er weiß, daß er sich, obwohl ohne böses Willen, gegen die Disciplin  
 vergangen, noch außerdem vor dem Feinde, er weiß, daß jeder brave  
 Soldat so denkt, und — er ergreift auf seine Begnadigung unter der  
 ihm zugewiesenen Erklärung.  
 Der Kurfürst scheint unerbittlich und sein Ausweg scheint sich dar-  
 zulegen, als für den jungen Brautlosler der Kugelstich. Hundert Of-  
 fiziere und das ganze Vrec petitionirt beim Monarchen um Homburgs  
 Freilassung. Die Soldaten nehmen sogar eine drohende Haltung an.  
 Der Kurfürst stellt abermals dem Verurtheilten selbst die Entschien-  
 dung anheim: ob das Her Recht habe, indem es dem Spruch des  
 Kriegsraths nicht billige.  
 Prinz Friedrich dankt dem alten Kottwitz, dem Träger der Petition,  
 erklärt aber herben zu wollen.  
 Als aber die Offiziere, Kottwitz vorn, auf des Kurfürsten Frage:  
 ob sie es mit der Kameradschaft eines so leidenschaftlichen Führers weiter  
 versuchen wollen, bejahten, erfolgt endlich, mit besonderer Rück-  
 sicht auf die liebende Prinzessin, die bedingungslose Begnadigung des  
 Prinzen Friedrich. Die Prinzessin selbst muß ihm, auf Anordnung  
 ihres regierenden Onkels, Vorberzehr und goldene Reite reichen.  
 „Heil Weil dem Prinz von Homburg!“ jubelt der alte Obrist  
 Kottwitz.  
 „Weil, Weil, Weil dem Sieger in der Schlacht bei Zehobellin!“  
 rufen alle Offiziere.  
 Mehrere Offiziere. } In's Feld! In's Feld! Zur Schlacht!  
 Graf Truchseß. } Feldmarschall. Zum Sieg! Zum Sieg!  
 Alle. In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!  
 Damit endet Kriests Meisterwerk.

## Der schlesische Dichter Friedrich von Logau.

Von Bruno Gebhardt.

Im Jahre 1759 schrieb Lessing: „Wald werden wir einen von  
 unsehr besten alten Dichtern wieder unter uns aufleben sehen. Zwei  
 hiesige Gelehrte arbeiteten an einer neuen Ausgabe des Logau.“ Der  
 Mann, dem der größte Kritiker Deutschlands dieses hohe Lob spendete,  
 ist Friedrich von Logau, und Lessings Verdienst ist es, dessen Sinn-  
 gebilde von Neuem herausgegeben zu haben, nachdem sie hundertjährige  
 Vergessenheit bedrückt.

Das Geschlecht der Logau ist ein altes schlesisches Adelsgeschlecht,  
 dessen Stammes-Baum bei Nimptsch zu sehen. Hier wurde Friedrich  
 von Logau im Jahr 1664 geboren. Ein Jahr darauf starb der Vater,  
 und als die Mutter eine zweite Ehe einging, wurde der Sohn nach  
 Bries auf das Gymnasium geschickt, wo er an dem Herzog Johann  
 Christian und seiner Gemahlin Dorothea Sibylla hohesergee Diener  
 fand. Sein Schulbesuch war vielfach durch die Kriegsunruhen unter-  
 brochen und endete im Jahre 1685 durch seinen Abgang auf die Uni-  
 versität, wahrscheinlich Frankfurt a. O., wo er sich, wenig auch ohne  
 Neigung, den Rechtswissenschaften widmete. Schon jetzt begann für ihn  
 eine Zeit strengen Nimmers, da sein ererbtes Vermögen gering war  
 das Familienjahr, das jetzt unter seiner Verwaltung stand, durch häufige  
 feindliche Einfälle verüffelt ward. Er trat in die Dienste des Herzogs  
 Ludwig, genöth aber auch nur eine färgliche Vergütung. Von seinem  
 sonstigen Leben und Wirken wissen wir nur sehr wenig. Er war  
 zweimal verheirathet, das zweite Mal, wie es scheint, nicht sehr  
 glücklich. Alzeit hat er mit Noth und Unglück zu kämpfen und jenes  
 Epigramm:

„Ist ein Betreuer wer? darf doch dieses Feiner dulden,  
 Der ein böses Weib hat hier, Armut, Darmgicht, große Schulden.“  
 Die einzige, ihm zu Theil gewordene Ehrenbezeugung, die uns be-  
 kannt geworden ist, war die Aufnahme in den Ralmenorden, jene Ge-  
 sellschaft in Bialmar zur Pflege der besten Dichtung. Als dann der  
 Friede in's Land einzog, und sein Fürst durch Verbesserung seines  
 Schicksals in etwas wenigstens seine Lage erleichterte, lebte er doch  
 des Schicksals nicht mehr lange. Am 24. Juli 1665 erlitt ihn der  
 oft verheißungswürdige Tod von seiner Weiden. Ein Jahr vor seinem  
 Ableben hatte er noch die Freunde, die Sammlung seiner Gedichte und

Epigramme unter dem Pseudonym Salomon von Colom gedruckt zu  
 sehen, und diese Gedichte sind von ausgezeichnetem Werthe für uns,  
 weil aus ihnen der menschliche und dichterische Charakter Logaus sich  
 erkennen läßt, und wir in ihm einen Mann finden, der trotz aller Leiden  
 des Lebens, unberührt von den moralischen Mängeln seines zerstückten  
 Zeitalters, in reiner Sittlichkeit und tiefer Religiosität eine der edelsten  
 Erscheinungen ist. Lebenswürdige Bescheidenheit und unbedingliche  
 Rechtlichkeit sind hervorretende Züge seines Charakters, ein warmer  
 Patriotismus leuchtet aus seinen Gedichten hervor. Ihm ist die deutsche  
 Sprache die schönste und liebste:

„Kann die deutsche Sprache schmecken, schnarchen, poltern, donnern,  
 traden,  
 Kann sie doch auch spielen, scherzen, lieben, gütein, kirmeln, lachen“  
 und  
 „Ist die deutsche Sprache rauh? Wie daß so kein Bock sonst nicht  
 Von dem liebsten Thun der Welt, von der Liebe, Höllich spricht?“  
 Wegen die französische Nachahrer, die damals auf allen Gebieten  
 des Lebens herrschend war, kämpft er mit den Waffen des Spottes  
 und des Hohens, die ihm zu Gebote standen. „Frankreich“, ruft er aus,  
 „Frankreich, hat es weit gebracht; Frankreich kann es schaffen,  
 Daß so manches Land und Volk wird zu seinem Hien.“

Er trauert über das Unglück seines Vaterlandes, gedenkt der ruhm-  
 vollen Vergangenheit desheuten und mahnt als erster, treuer Sohn seiner  
 Vermaht zu kämpfen. „So steht er als einer der Besten seiner Zeit in  
 der Erinnerung der Nachwelt und auch seine Zeitgenossen kannten und  
 schätzten ihn dafür, wie es der Schluß eines auf seinen Tod verfaßten  
 Trauergedichtes sagt:

„Hier starb ein Gemüth der deutschen Treue“  
 Ein reicher Schatz von Erfahrung und Lebensweisheit ist in seinen  
 Sinngebilden enthalten, und wenn wir in guten Stunden einen Blick  
 hineinwerfen, so werden wir sicherlich Lessings Worte beständig finden:  
 „Nad das muß man ihnen zugestehen! Der gute und große Sinn  
 besonders macht eine Menge von Sinngebilden zu so vielen  
 gültigen Sprüchen, die von allen Menschen in's Gedächtniß gefaßt zu  
 werden verdienen.“  
 Wenn diese Erinnerungszellen dazu beitragen, haben sie reichlich  
 ihren Zweck erfüllt.

\*) Scheint sich auf seine eigene trostlose Lage zu beziehen.

## Auf dem Watzmannshof.

Erzählung von R. Dem. Illustriert von B. Busch.

(Fortsetzung.)

Wachend oder schlafend, liebererungsberechtigt vorzuzahlen.

8.

Ueber die Kranke gebeugt, jedem ihrer heißen, zuckenden Athenzüge lauschend, stand der Arzt beinahe regungslos. Was an Angst und Sorge, Verzweiflung und Bangen an den Herzen Derer genagt, welche jetzt auf den Auspruch des Arztes harrten — es wog an Cuol diesen einen Augenblick nicht auf, in welchem zwei Mächte sich um die Herrschaft stritten, wo der Tod forderte und das Leben ohne Kampf sich nicht ergab.

Die hohe Fieber-temperatur ließ langsam, ganz allmählich nach; war es Kraftlosigkeit, konnte die Natur nicht länger Widerstand leisten dem heißen, verjüngenden, wildraufenden Blut? Auch der fliegende Puls-schlag wurde ruhiger; plötzlich zuckte die Kranke heftig zusammen, der Arzt, welcher ihr Handgelenk umfaßt hatte, fühlte den matten und matten werdenden Puls-schlag fast nicht mehr. — Ein leises Stöhnen, die Kranke ließ den Kopf tiefer in die Kissen sinken, der Puls stockte. Der Arzt legte das Ohr auf die Herzgrube, er horchte, und bange athemlose Minuten vergingen. Nun erhob

er sich und legte seine Hand auf die Stirn der Kranken; sie war feucht, auch die Hände verloren die trodrene, brennende Hitze. Noch einige Minuten länger und leichte Perlen traten ihr auf Stirn und Wangen, ein leises Dehnen des Körpers, ein kurzes, wie befreiendes Athemholen! „Sie wird leben!“ flüsterte der Arzt.

„Jetzt laßt mich allein mit ihr,“ sagte leise die Watzmannsbäuerin.

Langsam, schier verwundert, schlug eines Morgens Sophie die Augen auf. Es war heller Tag, auf ihrer Bettdecke haßten sich ein paar Sonnenstrahlen, neben ihr auf einem Tischchen stand ein duftender Rosenzweig. Gegenüber an der Wand hing das lebensgroße Delbild Edgars; drüben auf dem Toiletentisch standen die geschliffenen

Crystalle, die Eisenbeinfästchen, lagen die Bürsten, Kämme und Spiegel mit dem silbernen Freiherrnwappen der Torpaten darauf. Tack, tack, tack, tack, tönte es von der Pendule dort unterm Spiegel — ja sie kannte das Alles, sie hatte Alles früher schon gesehen, gefühlt beim Erwachen, daß es da war. Die Umgebung kannte sie wohl, wer aber

war nur die Frauengestalt, welche auf einem Stuhle dicht am Bette saß? Die Hand, wem gehörte sie an, die sich ihr nun entgegenstreckte? Wer sprach zu ihr, so fremd und doch lieb und traut wie im Kindertraum? Sie mußte wohl noch immer träumen, — konnte sie sich denn gar nicht besinnen? Einmal war es gewesen, sie war noch ein kleines, kleines Mädchen und sie hatte eine schwere Krankheit, das Scharlachfieber gehabt. „Viele, mein lieb Kind bist wieder gesund,“ hatte sie damals eines Morgens beim Erwachen gehört, und die sonst so strenge Mutter hatte sie mit Thränen in den Augen geherzt und gelüßt. — War denn das Alles noch einmal so gekommen? — „Viele, mein lieb Kind —“

„Mutter! — bist Du's denn wirklich, Mutter, sag, träume ich denn nicht mehr?“ „Träumst nicht mehr, meine Tochter, ich bin wirklich und wahrhaftig bei Dir; bist nun zufrieden?“

Sie sagte nichts mehr, aber sie hielt die Hand der Mutter fest in der ihren; und Beide blüde ruhten lange, lange in einander. Dann wanderten Sophies Augen fort von der Mutter Antlit und blieben haften an dem Bildnis ihres Knaben. Thräne auf Thräne rann ihr über die abgemagerten Wangen, erst leise, dann immer heftiger begann sie zu weinen. Die Mutter hob ihr den Kopf empor und betete ihn sanft an ihre Brust.

„Hier hast Du geruht, als Du Deine ersten Thränen weinte! Schluch! Dich nun auch aus, thu's aus Herzensgrund, der Himmel hat uns keinen größeren Balsam gegeben!“ Und am Mutterherzen ward sie ruhiger, bis nur noch leises Schluchsen den Kampf der aufgewühlten Brust verrieth.



Mutter und Tochter. (Seite 456.)





Prinz Friedrich von Hessen-Homburg ordnet in der Schlacht bei Schybellin den Vornemächig der Kitterer an. (Zeit. Jede Seite 454.)

Große, helle Tropfen hingen noch an den Wimpern, als sie längst, ermattet vom Ausbruch des Schmerzes, wieder einschlämmt war. Das Schwerste, die Erkenntniß ihres großen, herben Verlustes hatte die Genesende erfaßt, aber sie hatte sich ausweinen dürfen am verstorbenen Mutterherzen. Schwer erlaucht hatte sie den Frieden, ein lauges Krankenlager lehrte sie Ergebung und Geduld, denn es war Herbst geworden und braunrothes Octoberlaub schmückte die Erde, bevor sie eigenhändig den ersten Kranz auf den Grabhügel ihres verlorenen Lieblings legen konnte.

Sophies Schwäche als Genesende war so groß gewesen, ihre Reizbarkeit eine so gewaltige, daß der gewissenhafte Arzt es als eine unbedingte Nothwendigkeit forderete, daß die Umgebung der Kranken sich nur auf eine einzige Person beschränken müsse, und Frau Wasmann übernahm von da an allein die Pflege der Tochter. Der Arzt erlaubte Sophie nur ein kurzes Abschiednehmen von den Freunden, blieb aber selbst zugegen, um jede Aufregung zu verhindern, welche bei der großen Reizbarkeit der Nerven der Kranken großen Schaden zufügen im Stande war. Fritz war der Erste, welcher abreiste, vollständig über den Zustand der geliebten Schwester beruhigt, glücklich, die Mutter an ihrer Seite zu wissen. Auf Frau Wasmanns Bitten hatte er Kind und Wärterin im Landhaus zurückgelassen. Und die Briefe, welche Fritz in regelmäßiger Pünktlichkeit der alten Frau vom Wasmannshofe schickte, waren für dieselbe ein großer Trost. „Der Junge steigt am Ende doch noch Lull an der Wirthschaft“, meinte sie frohlockend. Der schlaue Fritz hütelte sich gar wohl, Unangenehmes zu berichten, und um vom Hofe auch Gutes zu schreiben und der treu aussehenden Mutter das heimatkranke Herz zu erleichtern, kummerte sich der junge Mann in der That ein gut Theil mehr um die flathliche Wirthschaft, als er es vorher gethan, und das erfreute natürlich die Alte aus Herzensgrund. — Auch Oscar und seine Mutter hatten das Landhaus längst verlassen, sie wußten Sophie außer Gefahr, in guter Obhut und Pflege. Was Oscar fürste und wie sein treues Herz sich auch kummerte beim Abschied von der geknickten, leidenden Frau, Niemand sah es, sein Abschiedswort hatte er austoben lassen draußen in verschwiegener Waldensamkeit, nicht eine einzige Thräne fiel auf die schmale, noch so schwache Hand, die er beim Abschied an seine Lippen preßte.

9.

Detleff von Torpaten hatte wochenlang an einer Luftröhren-Entzündung krank im Hospital zu Tannhausen gelegen. Da Niemand eine Anlagge gegen ihn erhob, auch Sophie später sich geweigert hatte, dies zu thun und dadurch den Namen ihres verstorbenen Gatten, den Namen, welchen sie selber trug, der Respektlichkeit preiszugeben — so war Detleff für sie spurlos verschwunden, nachdem er aus dem Krankenhause als geheilt entlassen war.

Von der russischen Regierung jedoch aufgefordert, den Tod ihres Sohnes zu bestätigen, wurde Sophie gewahrt, daß der äußere Schwager bereits Schritte gethan, um sich in den Besitz des Majorats zu setzen; es nahm sie kaum Wunder, hatte er doch nun Das erreicht, nach dem er lüthhaft gestrebt.

Es war ein sonniger, klarer Octobertag, einer jener wenigen ausserwählten Tage, an welchem der Sommer uns noch einmal all seine Huld und Güte erweisen will, bevor er Abschied nimmt. Die Bewohner des Landhauses machten sich den Sonnenschein zu Nutze und waren im Freien, in den Pavillon hatte man Dedn und Kissen getragen, und im bequemen Rehnstuhl ruhete Sophie. Das blasse, schmale Gesicht zeigte die Spuren der überstandenen Krankheit, jedoch aus den Augen war der wilde, unheimliche Glanz gewichen, sie sungen an, dem Leben wieder zuzulächeln.

Nelly saß am Tisch und hielt Baby im Schooß, das Kind spielte mit Puppen, Väsen, abgerissenen Blumen, Kränzen und anderen Wunderdingen, warf sie auf die Erde oder steckte sie in's Mäntchen und schrie Jeter, wenn Nelly versuchte, ihm die Schätze fortzunehmen. Auch Großmutter hielt das Kind in steter Beschäftigung, bückte sich doch die alte Frau geduldig nach jedem Gegenstand, welchen der kleine Tyrann nachschlich auf die Erde warf, das Strickzeug kam dabei am nützlichsten fort. — Sopy kam und brachte zwei Briefe, einen für seine Herrin, den anderen für Frau Wasmann. Während Letztere eilig sich die Brille hervorholte, sie puzte und auf die Nase schob, darauf sich sogleich an das Lesen ihres Briefes machte, drehte Sophie unerschlossen den mit russischem Poststempel versehenen Brief in den Händen umher, sie ahnte, von wannen er kam, der Anblick dieser Schriftzüge verübte sie kalt bis in's Herz hinein. Uneröffnet warf sie das Schreiben sichtlich auf den Tisch, wo es alsobald Baby unter den kleinen zerförmungsfähigen Fingern hatte. Es kostete Nelly viel Mühe, dem Kinde den Brief wieder zu entreißen, und dabei erhob es ein solches Geschrei, daß die Wärterin es für rathsam hielt, die Kraft der Lungen des kleinen Schreihalses außerhalb des Pavillons sich weiter entwickeln zu lassen.

„Die Mariame erwartet nun gar bald ihre Niederkunft!“ — sagte die Bäuerin, indem sie den Brief und die Brille auf den Tisch legte. „Nach dem Wasmannshof kann sie nun nicht mehr kommen, 's wird dem Frauchen gar viel, und der Fritz —“

„Wächte Dich nun auch gern wieder zurückhaben, Mütterchen“, fiel ihr Sophie in die Rede. „Ja, ja,“ sagte sie und die Stirn unwillig sich ihr, — „ich bin sehr, sehr eigennützig gewesen, habe in meinem Kummer nur an mich selbst gedacht und das große Opfer, welches Du mir gebracht, fraglos und sorglos angenommen. Ich sehe es ein, Mutter, daß Du gehen mußt — aber — ach, das Alleinsein ist so traurig!“

„Na, der Vater kommt und holt Dich ab, sobald Du schreibst, daß Du reisen darfst, Biele. Dann kommst Du und wohnst in dem neuen Hause; freut mich nun doch, daß es dastehet. Im alten Wasmannshofe hatt's Die doch nimmermehr behagt; na na, laß nur gut sein, Tochter, bist nun einmal so ein verwunschenes Prinzlein geworden. — Aber du meine himmlische Güte, hat der Kleine ein paar Lungen! Na was hat denn mein Püppchen, mein zuckersüßes Mäuschen!“ und nach Großmutter-Art ging sie und gab dem kleinen Trostlopf noch die schönsten Liebesworte obendrein.

Sophie war allein. Träumerei ließ sie die herbstlich-rothen Weinranken durch ihre schlanken Finger gleiten. Noch drängten sich ein paar duftende Spätkroten durch das Blättergewirr des Pavillons, aber der kalte Nachhust der Octobernächte hatte auch ihre hart gebogenen Blätter gefärbt, im kaum entfalteten Kelche schlummerte die Vernichtung.

Das verdäckt Briefcouvert, so wie es Baby's Fingern entrißen war, lag vor ihr auf dem Tisch. Mit einem Sufzer der Ungeduld und des Mißbehagens griff sie danach und öffnete das Schreiben. Es kam, wie sie wohl vermutet, von Detleff, und derselbe schrieb:

„Ich fürste die Nothwendigkeit, meine verehrte Frau Schwägerin, Ihnen kund zu thun, daß von meiner Seite die verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Gefühle, welche ich stets für Sie heget, dieselben geblieben sind, und meine unbedingte Hochachtung für Sie, Verehrteste, niemals aus meinem Herzen weichen kann. Der Tod hat in unseren verwandtschaftlichen Band eine große Lücke gerissen und das Band fast gelöst, welches uns vereinigte. Indessen das Andenken an geliebte Todte vereinigt zu gemeinsamer Trauer, führt in stiller Sympathie die Herzen zum Vergeben und Vergessen. —“

Empört, mit einer heißen Zornesröthe im Gesicht, war Sophie das Schreiben von sich. Wie durfte dieser Mann es wagen so zu schreiben! Wollte der Feigling sein nahendes Gewissen selbst zum Schweigen bringen mit der nackten, niedrigen Lüge? — „Zu Ende denn mit der bitteren Bille!“ murmelte sie, als sie einigermassen Herr ihrer Leidenschaft geworden war, und den Brief wieder aufnehmend, las sie weiter:

„Lassen Sie mich nicht reden von der schrecklichen Katastrophe, welche Sie eines hoffnungsvollen Sohnes beraubte; die Mißhandlungen Ihrer Dienerschaft machten mich auf Wochen unfähig am Sprechen; meine Unschuld an dem Unglück zu beweisen war ich nicht im Stande, mein eigenes Gewissen spricht mich frei! In jenem verhängnißvollen Tage kam ich, um mich bei Ihnen für die mir bewiesene Großmuth zu bedanken, ich wurde an meiner Wütht verhindert und erlaube mir es nachträglich zu thun. Sie sind durch Erbschaft meines Stiefvaters, des Herrn von Wlzen, eine reiche, unabhängige Frau geworden und ich gratulire dazu! Ein wunderbares Testament allerdings. War denn der alte Herr bei klarem Verstande? Wandern Sie sich nicht, daß ich mir Einsicht in jenes Testament verschaffte, war doch der Erblasser immerhin so ein Stück von Verantwortung und da ich bei dem Tode meines Neffen dessen Erbe anzutreten berechtigt war, so hielt ich es sogar für meine Pflicht, mich über die Hinterlassenschaft des Großonkels meines Neffen in Kenntniß zu setzen. — A, ma belle souur, Sie haben eine unbedingte Universal-Erbschaft angetreten, und daß Sie schleunigst Ihre glänzende Carrière dafür im Stich liegen, war der beste Erfolg, welchen Sie jemals erzielt haben. Erbtschleichen kann es eben nur die böse, zungenfertige Welt nennen, dem langen Herrn Professor, dem das fetze Rittergut so geschickt aus den Fingern genommen war, dem — hm, er ist ein stattlicher Ritter ohne Furcht und Tadel, und unter der Respectabilität einer Frau Professorin läßt sich das Soll und Haben an manierlichst und am bequemsten ordnen. Daß er Ja sagt, ist wohl über allen Zweifel erhaben, Niemand ist ein solcher Esel und läßt sich ein Rittergut zweimal entschlippen. — Habe ich Ihnen Schmerz oder Aergerniß bereitet durch meine Offenherzigkeit? — Ich hoffe nicht, meine Liebe, und wollte es auch wohllich nicht, nur Ihnen die Augen ein wenig öffnen als Freund und Verwandter. — Meine Bekehrteste, Sie kennen die anbetende Bewunderung, welche ich für Sie hege. Noch einmal lege ich Ihnen Herz und Hand zu Füßen, als Majoratsherr bin ich im Stande Ihnen Schutz und Stellung wieder in der Welt zu bieten, welche Sie durch meinen verstorbenen Bruder —“

Weiter las Sophie nicht, Aufregung, erbitterter Zorn machten sie zittern, so heftig, daß der Brief ihren Händen entfiel. Aber dann griff sie wieder danach, heftig, leidenschaftlich. Sie zermalmete das Papier in ihren Fingern, riß es in tausend Fetzen, warf sie zur Erde und trat mit Füßen darauf. „So, Du Verleumder, Lügner und epholser Feigling, da, da Deine Antwort!“ Keuchend, nach Athem ringend sank sie zurück, ihr vergingen die Sinne. Als sie die Augen wieder aufschlug, wußte sie nicht: waren Minuten oder Stunden vergangen seit sie den Brief gelesen und vernicht. Sie war allein; das Schreiben des Kindes war längst verflummt, die Mutter mußte in's Haus gegangen sein. Sophie fröstelte leicht zusammen und zog den Schal fester um die Schultern, ein weißes Blatt taumelte vor ihr nieder, es wurde ja Herbst; — auch in ihrem Herzen war es Herbst geworden und Frühreif war auf junge Blüthen gefallen. War eine Schlange unter den Rosen und Weinranken verdeckt gewesen und hatte den giftigen Geifer auf ein argloses Gemüth gespritzt?

In der Nacht, welche diesem Tage folgte, fand Sophie keinen Schlaf. Rufige Ueberlegung war ihr auch nicht mög-

lich, die jüngst überhandene Krankheit hatte das Nervensystem doch zu sehr erschüttert; aber aus dem Chaos von wildbewegten Gedanken tauchte immer nur das eine entsetzliche Wort wieder auf: „Erbtschleichen.“ — Sie hatte es nicht gethan, sie wußte auch, daß Oscars großer, edler Sinn nimmer darauf gedacht. Aber es ist mit einem solchen Worte wie mit einem vom Winde erfaßten und verwesenen Samenkorn. Wo es hinfällt und Wurzel faßt, da hat es sich sein Reich erobert; ein kleines, winziges Reich, aber es hält fest, es wankt nicht, es weicht nicht, man müßte denn all die Wurzelfäden wieder aus der Erde reißen. — Die junge Frau hatte Niemanden, dem sie sich in diesen qualenden Stunden anvertrauen konnte; sie hätte auch kaum gewußt sich auszusprechen; erdöthete sie doch vor sich selber bei dem Gedanken, dies entsetzliche Wort vor Anderer Ohren auszusprechen.

Am nächsten Morgen war es plötzlich vorbei mit dem lachenden Sommer. Ein rauher Wind trieb mit schweren Wolken, die wildgepeitscht am Himmel daher flogen, und die brandenden Stöße in den nahen Eichenwäldern verlinkdeten, daß der droben jagende Sturm sich auf die Erde niederlassen wollte. Graue, tiefe Nebelmassen lagen auf dem See, dann und wann schlug ein schwerer Tropfen gegen die Fensterscheiben, Sophie schaute trüben Auges in den Kampf da draußen; sie sah überwach und angegriffen aus, und küßte sich zu schwach den Thränen zu wehen. Sie dachte an das einsame, kleine Grab ihres Knaben, auf welches nun zum ersten Mal der Herbstwind die welken Blätter wehte. „Um Deinethaben ja nur, mein süßer Engel, erbeite ich all das Geld und Gut,“ murmelte sie. — „Du wüdest mir entrisen, welches Recht besitze ich noch darauf?“ — Sophie war noch immer krankhaft gereizt, kein Wunder daß ihre Ideen sich aus der Welt, wie sie nun einmal bestand, weit, weit fortführten in gehaltlose undefinirbare Feinen. — Frau von Torpaten, deren fester, entschloßener Wille allein es gewesen, der den gördischen Knoten zerhauen hatte, schwanfte jetzt in ihren Entschlüssen umher, gleichwie ein widerstandsloses Rohr im Sturm. Aus dem Schifferbüch ihres graufam zerstörten Mutterglüdes hatte sie sich, nachdem der erste, heiße, qualvolle Schmerz besiegt, ein Gut zu retten geglaubt, das Herz Oscars Reinharbts, an welchem sie ausruhen konnte von den Stürmen. Sie hatte sich das Vermächtniß Herrn von Wlzen's nie anders gedacht als in der Händen, in der Verwaltung Oscars; was sie ihm unwillkürlich genommen, erhielt er ja dann durch ihre Hand zurück. — War es denn auf einmal so ganz anders geworden? Wo war das schrankenlose Vertrauen geblieben, die unbedingte Hingabe an den einen Gedanken, welcher doch im Stande gewesen war, ihr in den dunkelsten Stunden ihres Lebens Trost zu bringen, die endliche Vereinigung mit Oscar? Jetzt auf einmal begann sich die junge Frau zu fragen: Wo sind denn die Bewegungen seiner Liebe? — Wo wurzelte die felsenfeste Annahme, die an die unbedingte Zuneigung des Mannes geglaubt? Hatte er es in Worten jemals ihr gesagt? — Nein, und auch durch die Zeilen seiner Briefe hatte nie ein heißes, leidenschaftliches Wort durchgellungen. Sie legte den heißen, ringenden Kopf an die seuchten Scheiben und suchte durch all das Nebelgewoge da draußen vergebens nach einem tröstenden Lichtblick. — Auf einmal juckte sie zusammen, wie von einem urplötzlichen Entschluß fast gewaltiam gepackt, bog sich der zarte Körper beinahe schmerzlich nieder. — „Wenn er mich liebt,“ murmelte sie, „wenn seine Gefühle für mich edel und aufrichtig sind, so wird er um meiner selbst willen am mich werden; und ich —“

Die Mutter kam und störte sie aus ihren Träumen. „Hab Dir den Kaffee heraufgebracht, meine Tochter,“ sagte sie und setzte das Brett mit dem appetitlich geordneten Frühstück auf ein Tischchen nieder. „s ist schlechtes Wetter geworden über Nacht, der Wind heult um das Haus herum und 's zieht an allen Ecken und Enden. Komm, Kind, is,

trink, da, soll ich Dir das Weißbrod streichen?" Der alten Frau zu Liebe zwang Sophie sich zum Genuß des angebotenen Frühstücks, aber das Auge der Mutter sah doch den Jüngling. "Du hast Dich doch gestern im Freien nicht erkället, Sophie?" sagte sie besorgt.

"Nein, Mutter, förperlich fühle ich mich wohl, 's sind eben nur die Gedanken, die mir kleine Nütze lassen."

## Achtzehnhundertsechzig.

Aus dem Tagebuche einer Pflegerin aus dem Kriegsschauplatze.

(Fortsetzung.)

**F**ranzösische Weiber standen wehklagend und weinend auf den Straßen oder vor ihren zerlumpten Häutern, mit kumpfen, steifen Blicken vor sich hinsinnend. Als wir zurückkehrten um frischen Proviant zu holen, hatte einer der Offiziersbedienten eine französische Kuh, die einen Schuß in 's Bein bekommen und nicht hätte weggetrieben werden können, umgebracht. Nicht am Pfarrhaus hatten die Soldaten Feuer angemacht, unter ihnen war ein Fleischer, der die Kuh kunstgerecht zerlegt hatte, und in den Feldschänke, denen ein kästlicher Duft entstieg, bradete lustig das Fleisch. Auch ein paar Hüner und einige Sade mit Wehl hatten unsere Soldaten aufgeschoben, die schleunigst verwendet wurden. Wir stärkten uns durch Suppe und Wein, ich war so erschöpft, daß ich fast bewußtlos auf eine Matratze hinfiel, aber ein kurzer Schlaf stärkte mich wieder. Ich ging mit Schwester Agnes, um Verwundete zu verbinden, die in ungerer Nähe in Scheunen und Ställen lagen, sie trugen noch ihre Uniformen über den blutflarrenden Hemden. Wir holten ihnen frische aus Frau Simons Vorrath, die mit so vielem Verschönerndem Alles gekostet hatte, was Noth that. Wie dankbar und erquidert waren die Arme! Dann schickte mich Frau Simon in ein Haus hinter der Kirche, wo Schwerverwundete lagen, um zu fragen, ob sie mit irgend Etwas ausbleiben könne. Ein paar Soldaten mit Suppe, Brod und Wein begleiteten mich. Eine nette, freundliche Französin half mir bei der Pflege, es waren Deutsche und Franzosen untereinander.

Dann ging ich mit gleichem Auftrage nach einem deutschen Feldlazareth, das am andern Ende des Dorfes höher und in reinerer Luft lag. Im Hofe war ein Brunnen, die Verwundeten lagen in den geräumigen und luftigen Getreideböden und Scheunen des großen Gutes und machten in ihren weichen Hemden, mit den rothgezeichneten wollenen Decken über ihren Strohhäfen, einen ganz behaglichen Eindruck, daß ich wieder aufatmete nach all dem Elend unten im Dorfe. Es fing an zu dämmern, als ich zurückging. Ein wahrer Höllendromm erfüllte die Luft, der Qualm der verbrannten Strohhäfer und Misthaufen, der Geruch der Leiden und des Blutes in der schwülen Augusthitze, verbreiteten einen wahrhaft entsetzlichen Geruch. Ich ging über den Kirchhof auf dem nächsten Wege in 's Pfarrhaus, er war zweimal von den Infern angegriffen worden, das Dach der Kirche war abgebrannt, die Glocke auf den Altar gestürzt, die blutbesiedelten Rosensträucher auf den Gräbern geknickt.

Wir gingen wieder mit unserer Vaternen aus, um Wasser, Wein und Suppe zu verteilen. In einer Scheune lag ein verwundeter Franzose, bis zum Gürtel nackt, war er mit Binden umwickelt, sein Gesicht war von rothen, struppigen Haaren eingefaßt, er rollte die Augen, stieß die Zähne, schrien und schuchte. Als ich ihm zu trinken reichte, nannte er mich einen „cochon allemand“.

Es fing an heftig zu regnen, zum Glück waren keine Verwundeten mehr auf der Straße, denn wer irgend transportabel war, wurde zurückgeschafft auf der verpesteten Luft des Schlachtfeldes.

Am nächsten Morgen schickte mich Frau Simon auf eine Stelle des Schlachtfeldes, wo noch deutsche Verwundete in einem Zelte liegen sollten, sie gab mir unsern Depodimeter mit, der Wein, Wasser und Koffee trug. Gleich hinter den letzten Häusern hatten die deutschen Soldaten einen Kirchhof errichtet, wo die Gräber unabhägiger Offiziere waren, auf den höheren Kreuzen stand der Name. Wir fanden sogleich das Zelt, ein französisches sehr praktisch und hübsch eingerichtetes Offizierszelt. In den stierlichen Feldbetten lagen die Verwundeten alle verbunden, ein schäpferischer Wieselndebel am Bein verwundet, ein preußischer Unteroffizier von der Garde und drei französische Offiziere, unter ihnen ein ganz alter, grauhaariger Capitän. Wir gaben ihnen zu trinken und ich ließ die beiden Deutschen in ein Feldlazareth bringen, nachdem ich den Artz desselben um Erlaubnis ersucht. Die Franzosen hatten mich gebeten, ihnen einen ihrer Artze zu senden, und zum Glück warde ich eines derselben auf dem Wägenge in 's Dorf mit der Bitte um, ihm etwas Nahrungsmittel, besonders Brod für mehrere seiner verwundeten Landsleute zu verschaffen. Ich ließ mich von Frau Simon so viel Brodwinkelbad geben, als ich forschleppen konnte und folgte dem vorangehenden Artze nach einem Seitenwege, über einen Hof, wo wir über die Mauerwälle unserer Heeren gingen, durch ein eingeschlossenes Haus in einen Keller, wo mehrere verbundene Franzosen lagen, die uns das Winkelbad sehr dankbar empfingen. Als wir das Haus verließen, bat ich den Artz,

„Will Alles seine Zeit haben,“ tröstete die Bäuerin. „Zwingen mußt' Dich eben auch ein Bißchen. Soll ich Dir das Kind herausschneiden?“

„Jetzt noch nicht, Mutter, ich habe einige Briefe, und zwar gleich zu schreiben. Nachher komme ich zu Euch herunter.“

(Fortsetzung folgt.)

mir nun auch eine Bitte zu erfüllen, und brachte ihn zu dem Zelte mit den französischen Offizieren.

Als ich zurückkehrte, passirte ich einen Verbandplatz der Franzosen, es lagen dort zerstückte Ambulanz- und Medicin-Wagen, sehr praktische Verbandbreiter mit Allem was dazu gehört, zerstreut auf der Erde. Ich nahm mit, was ich fortbringen konnte. Den übrigen Theil des Tages theilten wir wieder Eijen aus und gingen dann verbinden; immer fanden wir unter den Verwundeten wieder Lobte, die ihren Leiden erlegen waren. Auf der Dorfstraße begegneten uns ein paar deutsche Soldaten, die eine alte Frau, der die grauen Haare wir um's Gesicht hingen und die furchtbar schrie, forschleppten. Auf unsere Fragen erzählten sie, daß man die Frau getroffen, wie sie deutschen Verwundeten die Augen ausgestopfen! Das Schreckmal!

Am nächsten Tage, den 22. August, sollten wieder viele transportfähige Verwundete evacuiert werden. Es fuhren viele große, mit Stroh belagte Keiternwagen vor und glücklich war Jeder, der im Stande war, die immerhin lange Fahrt bis zur Eisenbahn auszuhalten, die sie nach Deutschland bringen sollte. Frau Simon that große Keffel mit Glühwein bereiten lassen und wir vertheilten denselben auf die Abreisenden, denen das warme Getränk sehr willkommen war.

Frau Simon wollte heute nach St. Marie übersiedeln, wo Hilfe noch nöthiger war als hier in dem kleinen St. Privat. Unsere Wagen wurden gepackt und bald fuhren wir wieder auf der Straße, die damals einen so entsetzlichen Anblick auf die mit Leichen bedeckten Felder bot. Jetzt waren nur noch die großen und kleinen Soldatengräber zu sehen. St. Marie sah sehr zerstückt aus, aber die Verwundeten waren nun alle in den Häusern und die Straßen etwas gereinigt. Wir stiegen vor einem großen Hause ab, wo zwei Johanniter ihre Wohnung hatten. Sie luden uns sogleich ein, ihre Suppe mit ihnen zu theilen. Hier empfing ich auch den ersten Brief von den Weinen zu Haus. Welcher Contrast zwischen unserer stillen, friedlichen Häuslichkeit und dem namenlosen Elend, das uns hier umgiebt! Welche Beruhigung liegt in dem Gedanken, daß der Lieben in der Heimath der Jammer des Krieges erpart bleibt! „Lieb Vaterland magst ruhig sein, feil steht und treu die Wacht am Rhein!“ Nun wird kein Feind seine Grenzen betreten.

Neben dem Bartterzimmer, welches die Johanniter bewohnten, befand sich eine große Küche, deren ganze Hinterwand von einem Kamin eingenommen wurde, in dem große Holzstücke brannten und drei Kessel, ein großer und zwei kleinere an eisernen Ketten hingen. Um Feuer war eine Brunnenröhre, aus welcher man klaren Trinkwasser pumpen konnte, und ein steinerne Ausguss. Schwester Maria wurde von Frau Simon beauftragt, eine der Nebentammern, die scheidlich veruneinigt waren, in Stand zu setzen, und Schwester Agnes und ich gingen, um Verwundete zu verbinden, mit einem großen Korbe voll Verbandzeug und einem Eimer Wasser, um sogleich in der nächsten Scheuer unser Werk zu beginnen. Im Bartterzimmer eines Hauses fanden wir zwei schwer verwundete Deutsche auf der Erde liegende Matrizen gebettet. Dem Einen derselben war ein Stück Hirnschale weggerissen, der zum Glück bewußtlose Unglückliche hatte den Verband abgerissen und griff mit den Fingern in der blutigen Masse Weirum herum und wälzte sich stöhnend von der Matrize auf die Erde. Seit vier Tagen im Todesstempel! Der Arme! Zwei französische Frauen, die dabei standen, bat ich um ein Gefäß mit Wasser und zeigte ihnen, wie sie nasse Compressen auf die Wunde legen sollten, was dem Armen auch wohlthatun schien. Welch grenzenloses Leiden und welche Gebuld und Ergebung haben wir in den Tagen gesehen und wie viel Dank empfangen für das Wenige, was wir thun konnten. Wir verbanden, so lange es die Dunkelheit erlaubte, denn bei der Unmasse von Hilfsbedürftigen reichte die Hilfe nicht aus. Als wir Abends zurückkehrten, zeigte uns Schwester Maria unsere Schlafkammer und ich ließ ihr einzukommen mit Wasser, so sauber und nett ich es aus. Sechs schwere Strohhäfer mit Hals- und neuen wollenen Decken lagen da, unsere Handtöcher standen daneben, ein großer kupferner Kessel und ein Wasserkrug, Compressen als Handtücher. Im Kamin hingen Wirsis, Schinken und Spedeten, die wir mitgebracht. In der Nebentammer standen einige unserer Arme. Die Fensterhölzer waren zwar zerstückt und die Thür schloß nicht, aber dafür wehte reine, kühle Luft herein und wir streckten uns tod-

müde auf unter schwellendes Lager. Man muß aber erst lernen ruhig liegen, sonst faltet man gleich herunter. Vorher hatten wir uns nach Thee und weiche Eier gefochi, die uns mit Brodwieback herzlich schmeckten. Statt der Zäfen fanden wir nur große, tiefe Klüfte. Wir schliefen so fest, daß wir nur wie im Traume laut Stimmen und Geräusch vernahmen und erst am andern Morgen erfuhrten, daß ein englischer Arzt mit Pflegerinnen angekommen und in unserm Hause untergebracht worden sei.

Am 23. August. Ich erwachte mit argem Fohlsueh, denn der kalte Wind blies durch die zerföhrenen Schüben und den weiten Kamin ganz ungeböhrt durch. Wir mußten den ganzen Morgen in der Klüfte hocken. Ich tochte Rindfleisch mit Graupen und rührte emsig mit einem großen Nüßelöffel im Kessel herum, aber der Rauch erstickte mich fast.

Die englischen Schwestern schienen ganz nett zu sein. Sie trugen Kleider von staubfarbenen Wollstoffen, gleiche Paletots mit Kapuzen und Mäntelchen von Nüß mit dem roten Kreuze. Zum Verbinden trugen sie große Vahschürzen von der Farbe der Kleider. Nach dem Essen schickte mich Frau Simon mit den englischen Arzt Dr. Parke zum Verbinden und das interessirte mich sehr. Er verband näms lich ganz einfach mit einer Art weidern, wolligen Baumwollstoff, der Uharpie und Bänder überflüssig machte. Er wurde in Streifen, deren Enden sich über der Wunde kreuzten, um das verletzte Glied gelegt und das erleichterte das Anlegen und Abnehmen des Verbandes sehr. Sie hatten überhaupt viel sehr praktische Dinge, schönes, weiches, wasserabweisendes Zeug zu Unterlegen, oild silk, Verbandzeugpäckchen, welche die Soldaten bei sich tragen konnten, bestehend aus einer Mütze von Baumwollstoff, Compresse, wasserabweisendes Zeug zur Ausfüllen und dies Alles mit bapuzia zusammengehalten. Sie hatten Aile vorher in St. Guy's hospital gelernt und waren der deutschen Sprache etwas mächtig. Ich besuchte auch den am Kopfe Verwundeten wieder, der Tod hatte ihn erstickt. Auf Frau Simons Wunsch und zu unserer großen Freude luden wir die englischen Pflegerinnen ein, den Thee mit uns zu trinken, es war Alles quite english, boiled beef, boiled eggs, aber nur Brodwieback. Eine Nüß Wiltkins schickte ihre Oberin zu sein, die Damen waren alle nicht mehr ganz jung. Es war ein ganz interessanter Abend, so friedlich in allem Kriegesland. Diese Nacht schlief auch Frau Simon mit in der Wobentammer. Sie theilt jede Antheilung mit uns und wusch Nacht auch Silte für Zehen.

24. August mußte ich während des ganzen Tages in der Klüfte hocken und beneidete die englischen Schwestern sehr, die zu den Verwundeten gingen. Es war sehr kalt und regnerisch geworden und es kamen spät Abends, wenn wir in der Klüfte aufwachten, viele Herren, Johanniter, Aerzte und Offiziere, um mit Frau Simon zu sprechen. Der rothe Schein unsers Kaminfeuers beleuchtete mande malerische Gruppe: die hohen Gestalten der Johanniter, der Reiteroffiziere, die in ihre Mäntel gehüllt, auf die Säbel gestützt, sich an der Gluth wärmten.

Donnerstag, den 25. August schlief uns Frau Simon nach dem Feldlazareth des Stabsarztes N. N., welches sich in dem kleinen Jagdschlößchen befand, das am Eingang von St. Marie lag, in dessen Graben wie bei unsrer Ankunft die vielen Offiziere begraben saßen. Wir fanden den Herrn Stabsarzt in seinem Bureau, einem sehr eleganten Zimmer, auf dessen Wölbungen mythologische Szenen, Diana u. dgl. dargestellt waren. Schöne Pantheons, Marmorstatuen und Spiegel in Niccobarräumen. Wir begleiteten den Herrn Stabsarzt in die verschiedenen Zimmer und Säle des Schlößchens, wo die verwundeten Deutschen und Franzosen auf Strohsäcken lagen. In einem Zimmer lagen vier Wundpflüster neben einander. Ein großer rothhaariger Franzose, dem ich beim Verbinden den Stumpf seines Beines hielt, schüttelte mir später sein Herz aus. Er versicherte mir zu meinem größten Erstaunen, wie auch später noch mehrere seiner Landsleute, daß er seinen Kaiser habe wie die Sünde; daß sie nur sehr mangelhaft für den Krieg ausgestattet worden wären und hauptsächlich an Proviant großen Mangel gelitten und sich oft Kartoffeln auf den Feldern ausgegraben und roh gegessen hätten. Auch ein alter graubhaariger Troupier, dessen Uniform die Redaillen von der Krim, Solferrino und Mexico schmückten, sagte mir Dasselbe. In acht Tagen sollten sie in Deutschland sein und dort im Heberflusse leben. Alles sollte ihnen dort geböhren, und nun

gingen sie zurück und immer zurück und würden überall geschlagen. Gott sei Dank, daß es so ist, Dank den Tapfern, die uns mit Blut und Leben geschickt!

Neben einem riesengroßen Grenadier lagen zwei kleine blonde, blaunäugige Söhne, denen Jedem ein Bein amputirt war und die doch immer guten Muthes waren.

Ein junger Arzt führte mich noch in eine Parade, welche die Soldaten an der Dorfmauer errichtet hatten. Thüren und Fenster von Häusern des Dorfes waren gleich benützt. Wir wuschen und verbanden die Verwundeten und schickten das unreine Stroh hinaus, worauf Einige lagen. Wir wurden nachher in das Feldlazareth beordert, welches in der Kirche errichtet worden war. Die Bänke waren alle hinausgeschafft worden und auf dem steinernen Fußboden lagen in langen Reihen die Verwundeten auf Strohsäcken mit Kopfkissen und wollenen Decken. Auf den Altarstein wurden die Gypsverbande zurecht gemacht, die Seereste war zum Operationszimmer umgeschaffen worden. Die bunten Glasfenster waren zerföhren und auf dem Kirchhofe schlief mancher deutsche Soldat den Todeschlaf mitten unter den Franzosenländern.

Wir hatten viel zu thun, den Armen zu helfen, von denen Viele so schwer verwundet waren, daß sie sich nicht selbst helfen konnten. Viele hatten um Wasser, andere wollten ihr Lager zurecht gemacht haben. Wir machten ihnen möglichst bequeme Stige, wöhren wir die Lagerstätten zurecht machten. Von allen Seiten riefen sie nach uns. Die Franzosen nannten mich bonne petite mere, und Schwester Agnes mademoiselle vovre fille. Ich wünschte mir doppelte Hände und Flügel dazu, um nur Alles recht schnell helfen zu können. Einem wackeligen Soldaten war von einem Granatpflüster die ganze hintere Seite des Oberkörpers aufgerissen, die Wunde war so lang und tief, daß ich kaum meinen Arm bis zum Ellenbogen hätte hineinschieben können, die Wunde sah entsetzlich und ganz schwarz aus. Der Schuß hatte ihn in solcher Nähe getroffen, daß das Fleisch verbrannt war. Der Unglückliche mügte immer auf dem Bauche liegen und litt unfägliche Schmerzen. In einem am Kniegurt schwer verwundeten Sachsen, dessen ganzer unterer Körper gelähmt war und der seinem baldigen Tode entgegen ging, erkannte ich den Sohn einer armen franken Waisfrau, die ich zu Haus in Pflege gehabt. Der eine Sohn war schon gefallen, der zweite lag im Sterben, der dritte stand noch im Felde. Nicht weit von ihm lag ein junger Freiwiliger von einem sächsischen Reiterregiment, der durchs Knie geschossen war, welches leider schon der Brand ergriffen hatte. Er sträubte sich gegen die nothwendige Amputation und ich sehe noch seine traurigen, schlendenden Augen: „Wie wird meine Mutter sich grämen, wenn ich als Krüppel wiederkomme!“ Ein Franzose war von einem Granatpflüster verwundet, der noch im Schultergelenk festsaß.



Ein Rulu-Krieger. (Siehe Seite 468.)

Ein anderer Franzose war geschmettert rechten Unterarm hatte eine tiefe Verwundung, durch die man das Pfeifen der verletzten Lunge hörte. Unter dem linken Arm war ein großer Fleischklappen losgerissen. Trotzdem schmedte ihm die Erdbiwurfsuppe ausgezeichnet und die Aerzte hofften ihn zu retten. Neben ihm lag ein ganz junger Franzose, kaum achtzehn Tage alt, dem der rechte Unterarm geschmettert war, er litt große Schmerzen und hat immer: „Compe von bras!“ Sobald er mich eintraten sah, rief er: „Ma petite mere, venez chaz moi!“ Ein preussischer Soldat war ins Gesicht geschossen und litt furchtbare Schmerzen, nur vorständig und mühselig konnte man ihn heulen und Tranf bekriegen. Wenn wir Zeit dazu hatten, schrieben wir auch Briefe oder Karten an die Angehörigen der Soldaten. Auf dieser Stätte war wohl das größte menschliche Elend versammelt. Täglich erlöste der Tod einige der Unglücklichen, aber gewiß wurde Manchem das Schicksal so schwer, in der Fülle der Kraft und Jugend. Und die armen Mütter zu Haus!

Wir gingen nun täglich in das Feldlazareth in der Kirche, mein ganzes Herz hing an den armen Unglücklichen, die so mühsig dem Tode oder Sierchtum in's Auge schauten.

Der arme junge Reiter hatte sich zur Amputation entschlossen, sie war glücklich vorüber und er trödelte lich mit dem Gedanken, daß er ein künftighes Bein tragen und seine Mutter es nicht bemerken würde, auch der Soldat mit der furchtbaren Schenkelwunde befiert sich und wird genesen; ich bin ganz glücklich darüber. Ein Anderer aber bekam

eine heftige Nachblutung aus einer Wunde im Oberschenkel. Dem einen Franzosen wurde der Arm aus dem Schultergelenk gelöst und der Grenatpfleger, ein halbes Pfund schwer, herausgenommen.

Die Verwundeten wurden sehr von zehlflohen Fliegen gequält, besonders da viele sie nicht wegstoßen konnten. Ich kam daher auf den Gedanken, ihnen Gesicht und Hände mit buntem Tarlatan zu bedecken, von dem ich Stücken in allen Farben in einem Schranke gefunden hatte. Sie sahen zwar wunderbar genug unter den roten, gelben, blauen und grünen Schleieren aus, aber es war doch Allen eine rechte Wohlthat.

Der junge Reiter hat mehrere große Wunderrüfte gehabt und ist furchtbar matt. Er verlangte heute Abend Suppe zu essen, brach sie aber gleich wieder aus. Er fragte mich so besorgt, ob das ein schlimmes Zeichen wäre! Der Arzte! Die Werge leget jetzt viel Gypsverbände an, es müssen alle transportfähigen Verwundeten evacuirt werden, damit nicht Krankester ausbrechen. Sie müssen erst auf Leiterwagen acht Stunden weit, bis Corny fahren. — Als ich am folgenden Morgen in die Kirche trat, hörte ich zu meiner großen Verärgerniß, daß der amputirte Reiter während der Nacht gestorben war. Gott tröste die arme Mutter!

Es kommen jetzt oft Angehörige der Gefallenen hierher, um nach den Trümmern in den Feldlazarethen zu suchen, oder wenigstens die Leiden derselben zu finden und mitzunehmen. So erzählte einer der Herren, welcher einen Zug Feldhelfenden heraufgebracht, von der Mutter eines

gefallenen Offiziers, welche, da sie ihren Sohn nicht mehr am Leben gefunden, wenigstens seine Leiche mit nach Haus nehmen wollte. Da dieselbe aber schon seit mehreren Tagen in einem Wassergraben lag, wäre es ihr wohl gar nicht möglich geworden, wenn der Herr von G. ihr nicht beigegeben und einige Soldaten dazu befohlen hätte, das Grab zu öffnen und unter den halb verfaulten Leichen zu suchen. Der Gesuchte wurde endlich an einem feinen Unterleib erkannt, in welches seine Mutter selbst den Namen geschildet hatte.

Es kamen jetzt überhaupt viele fremde Werge, Begleiter der Transporte von Liebesgaben aus der Heimath, Engländer und Angehörige der Verwundeten oder Todten. Frau Simon nimmt sich hauptsächlich der Letzteren an und sucht immer noch Raum zu finden; um sie aufzunehmen.

Mit mehreren unserer Verwundeten besetzt es sich. Der Soldat mit der Schenkelwunde wird genesen, aber der Sohn der armen Waisfrau wird an der Rückenverletzung sterben.

Als wir aus dem Feldlazareth zurückkehrten, empfingen wir die Nachricht, daß wir von Bormoräerinnen abgelöst werden und weiter vorgehen sollten, wo unsere Hilfe nöthiger war. Nur ungern trennten wir uns von unsern Pflegesöhnen, über deren Schicksal wir noch nicht beruhigt waren, doch blieben sie in guter Obhut und rüfen konnten wir überall.

(Fortsetzung folgt.)

## Schlesische Chronik.

**Neue Johanniter-Ordensritter.** Folgende schlesische Herren erkannte Seine Majestät der Kaiser zu Ehrenrittern des Johanniterordens, der bekanntlich die Pflichten der Krankenpflege, besonders im Kriege, zu erfüllen hat: den Gutsbesitzer von Willow zu Nieder-Pleber bei Randeshut, den Landrath Dr. jur. von Freudenthal und den Laika auf Wollsdorf bei Namslau, den Altmeister der Meierey Herrn von Veres u. Willau auf Gollwitz zc., den Oberst und Führer der 7. Infanterie-Brigade v. Andeiner-Webau, den Altmeister der Landwehr-Cavallerie von Wöbbeck auf Nieder-Steinrich bei Rauban, den Altmeister im Fürstlichen Regiment Nr. 4 Wolf von Nebelschütz, den Meierey-Leutnant und Kammerjunker Leonh. Grafen von Rothkirch-Trach zu Rantzenau, den Rittergutsbesitzer von Tempsh auf Baara, den Randeshuttesten von Friesdorf und Breslauer auf Rosenbau, den Regierungsrath von Wallenberg in Breslau, den Randeshuttesten Grafen von Wartenburg auf Schälbitz, den Regierungsrath Präsidenten Grafen von Bedlich-Trischler zu Duppel, den Hauptmann im Generalstab der 12. Division von Brühlwitz u. Guffroy. Jeder neuangewommene Johanniter hat statutenmäßig 1000 Mark Eintrittszins zu zahlen.

**Ein bedauerlicher Fehler.** Vor nicht Langem ereignete sich der traurige Fall, daß der Director der großartigen Glasfabrik Josephinenhütte zc. Franz Vohl, Gott wohl zu werden, seinem Leben freiwillig ein Ende machte. Und doch war Vohl ein Mann, dessen Thätigkeit und Erfindungen einen großen Einfluß auf die Glasfabrikation nicht bloß in Deutschland, sondern der ganzen Welt gehabt haben. Er begann seine Thätigkeit in der Glasfabrikation im Jahre 1835, als er von Berlin nach seinem Geburtsorte Reumel in Böhmen zurückgekehrt war und durch den Grafen Harrach auf seiner Neuweltzer Glasfabrik, die zu jener Zeit unter der Leitung von Franzens-Gräfinen Johann Vohl die vorzüglichste Glasfabrik Böhmens war, angeheilt wurde. Die Bekanntschaft mit der einzigen Tochter des Grafen Harrach, nämlich der Schreiberbau (Einweitzer in Garlsbad) veranlaßte ihn jedoch, schon 1837 Reumel zu verlassen. Er besuchte die vorzüglichsten Glasfabriken Böhmens, Frankreichs und Baierns und trat dann in Garlsbad bei seinem nachmaligen Schwagererater Preusler wieder in Thätigkeit. Nicht lange darauf kam Franz Vohl einer Aufforderung des Grafen Leopold Schaffgotsch, auf seinem Territorium eine Glasfabrik zu errichten und deren Leitung zu übernehmen — es ist dies die Josephinenhütte — nach. Graf Schaffgotsch übernahm auch die Garlsbacher Glasfabrik in Vohl's, die als Filiale der Josephinenhütte verwaltet wird. Die bei Weitem einflußreichste Erfindung des Directors Vohl ist die Herstellung einer besonderen Gattung der Präparatgläser, die bereits von den alten Römern gelieferten „reticulirten Gläser“ (vasa a reticulata). Die Technik der Herstellung solcher Gläser war seit dem Mittelalter verloren gegangen, wurde aber von Vohl 1842 wieder aufgefunden. Schon die erste Mittheilung, die Franz Vohl an den Verein für Gewerbebetrieb in Berlin, der ein Preisausreiben für Herstellung venetianischer Gläser ausgeschrieben hatte, richtete, veranlaßte den berühmten Industriellen Ervth, den Vorlesenden jenes Vereins, an Vohl zu schreiben: „Die von Ev. Wohlgebornen mit dem genannten Schreiben vom 27. März d. J. 1842 überbrachten Proben, nach Art der venetianischen Gläser gearbeitet, ist dem Verein für Gewerbebetrieb in Preußen in seiner Sitzung vom 4. d. M. vorgelegt worden und berührt zu den besten Erwartungen.“ Daß diese Erwartungen nicht getäuscht worden sind, beweist der großartige Aufschwung, den die Glasfabrikation Dank dieser Erfindung genommen hat.“

Die Sage von der Breslauer Hahnträh. Schon mehrfach sind wir aufgefordert worden, eine ausführliche Mittheilung über die Sage von der „Hahnträh“ bei Breslau zu machen. Wir haben auch schon

oft Gelegenheit gehabt uns zu überzeugen, daß noch sehr viele Breslauer und andere Schlesier großen Werth auf diese Sage legen, und obschon wir sehr überzeugt sind, daß die vom Jahr der Zeit fast abgenutzte steinerne Leuchte, welche von Breslau, an der Straßte nach Wöpselitz ic. entnommen, weder uralt noch etwas Anderes ist als ein Weichbildchen irgend welcher Art, so wollen wir doch jene Person der Sage mittheilen, wie sie seit vielen Jahrzehnten nachzählt worden ist. Sie lautet so: Es lebte vor vielen hundert Jahren in Breslau ein Ritter aus sehr altem Geschlechte, Namens Hentzo von Wiesenburg, welcher eine eben so schöne als tugendhafte Gemalin hatte, die sein ganzes Lebensglück ausmachte. Man kann sich also die Verhältnisse dieses jungen Ritters denken, als ihm eines Tages der Befehl vom Herzog Heinrich zulan, daß er sich sogleich mit einer wichtigen Waischaft nach dem Vorgehenden begeben solle. Der Grund zu dieser Sendung, den der Ritter sehr wohl kannte, war nicht geeignet, ihn fröhlicher zu stimmen. Der Herzog Heinrich hatte nämlich einen mächtigen Günstling, Namens Leuto, welcher schon seit langer Zeit sich in den Besitz der schönen Gemalin Hentzos zu setzen trachtete. Mit Recht also betrachtete der Letztere diese Waischaft als einen Irrabtrieb, wobei es vielleicht darauf abgesehen sein konnte, ihn für immer von der Heimath entfernt zu halten. Allein dessenungeachtet mußte er die Waischaft ausrichten; er nahm Abschied von der theuern Gemalin, die ihm unter vielen Thränen den Schwur ewiger Treue leistete. Zuvor aber ermahnte er seine Gattin, sie möge sich nie, weder durch List noch durch Gewalt, bewegen lassen, einem Andern die Hand zu reichen, nur dann wolle er dies gestatten, wenn sie von seinem Tode ganz sichere und untrügliche Nachricht erhalten sollte. „Hierzu,“ so sprach der Ritter, „soll dieses silberne Crucifix dienen, das ich mit mir nehme und heilig aufbewahren will. Sobald dies in Deine Hand gelangt, so magst Du sicher daraus abnehmen, daß ich im fernem Morgenlande gestorben bin, und fernst ich, nach Dir befehlet.“ Noch nicht am Ziele seiner Weise, verließ der Ritter Hentzo in eine Krankheit, worüber er seiner Gattin Bericht erstattete. Diese Nachricht wurde aber von dem bösen Leuto zum eignen Vortheil benutz, dergestalt, daß er der trauernden Wittin den gewissen Tod ihres Gemahls vorpiegelte und mit dieser Bewußtheit seine eignen Wünsche übernahm. Allein diese zeigte sich dem gegebenen Verprechen treu und wagte die Untreue des Verräthers Leuto nach Weibzurg zurückzuführen. Inzwischen hatte Hentzo seine Krankheit überstanden, seine wichtige Waischaft getreulich ausgerichtet und befand sich bereits, von Schmach und Hoffnung befreit, auf der Heimreise, als plötzlich bei einbrechender Nacht in einem dichten Walde ein starker Räuberhaufen hervorbrach, den Ritter überwiegelte und beraubte und zuletzt als Sklaven in einer benachbarten Festsitz verhandelte. Obgleich nun inzwischen ein Diener des Ritters, der den Räubern entkommen war, in Breslau anlangte und um nicht zu Verantwortung gezogen zu werden, dageselbst die Nachricht verbreitete, der Ritter sei im Walde erschlagen worden, eine Nachricht, welche Leuto sogleich für sich zu benutzen verstand, so blieb doch die Gattin des Ritters, obgleich sie den Wittwenfingerring anlegte, noch standhaft bei ihrer Weigerung, indem sie es das silberne Crucifix dachte, welches ihr einzig und allein ihres Gatten Tod verbürgen sollte. Inzwischen schmachtete der Ritter in schwerer Gefangenschaft drei volle Jahre hindurch. Da erschien ihm einst im lebhaftesten Traume seine schöne Gemalin im schlichten Hofgeschlechte an der Hand des Verräthers Leuto. Sie schritten Beide dem Altare zu, auf dessen Stufen der Priester zur Trauung bereit stand. Mit furchtbarem Entsetzen schaute Hentzo von fern der Trauungsfeierlichkeit zu. Es war, als fragte er Jemand, welchen Tag des Monats man heute schriebe, und siehe da, es war dies der nämliche Tag, der auf die Nacht, in welcher der Traum

stalt fand, folgen mußte. Als nun der Ritter gegen Morgen, in Angstschweiß gebadet, vom Schlaf erwachte, so rief er unter den schmerzhaftesten Gefühlen aus: „Morgen also wird mein Hehl die Gestalt eines Andern werden; o könnte ich nur bis Tagesanbruch an den Thoren von Breslau sein, so wolle ich das Heil meiner Seele darunt geben.“ Kaum waren diese unbedachten Worte den Lippen des Ritters entflohen, als ein Horn krachte und der böse Feind in Verion vor seinem Lager stand. „Ich bringe Dich“, sprach dieser, „noch ehe die Sonne aufgeht, vor das Thor von Breslau, und zwar auf diesem schwarzen Hahn, wenn Du mir Deine Seele verbriefen willst.“ Bei diesen Worten setzte der Saten auf einen schwarzen Hahn von riesenhafter Größe, mit blutrothem Kamm, der mit den ungeheuren Flügeln schlug, als warte er umgebildet, daß man ihn breitlegen solle. Bei diesem Anblick entfiel in der Seele des Ritters ein schwerer Kampf zwischen Christenpflicht und Liebe, wobei jedoch endlich die letztere den Sieg davon trug. Der Ritter versprach deshalb dem Saten, er wolle sein eigen sein, sobald er ihn bis Tagesanbruch, jedoch im Schilde, vor die Stadt Breslau führen werde. Da nun der böse Feind leidlich genug war, den Vertrag mit dem Ritter in dieser Form abzukließen, so schwand die der letztere, nachdem er sich zuvor überzeugt hatte, daß das silberne Gezeißig sich noch als leichtes Schwertmittel an seinem Saule befinde, auf den schwarzen Hahn, der nun im Sturmwind mit seinem Reiter davon brauste, der Ritter aber hatte bei Abschließung des Vertrags einen Umstand berechnet, der dem Saten selbst entgangen war, denn obgleich der Ritter auf dem Rücken des höflichen Thieres alsbald entflammert war, so mußte er doch natürlich erwachen, als beim Anbruch des Morgens der Hahn, sowie alle Thiere seines Geschlechts laut zu krähen anfing. Mit dem Erwachen des Ritters war nun auch der Vertrag mit dem Teufel verächtlich; ganz nahe unter sich erblckte er im Glanze der aufgehenden Sonne die Stadt Breslau, der Hahn, über den der Saten von Stund an seine Macht mehr hatte, sank langsam mit seinem Reiter zur Erde und verwandelte sich in ein schön gekämmtes schwarzes Ross, auf welchem nun der beglückte Ritter in das Thor von Breslau einzog. Hier fand er seine Oberwälder, die ihn wirklich treu geblieben waren, wieder, seine wunderbare Rettung wurde in der ganzen Gegend gepriesen und zum Dank dafür ließ der Ritter umwelt dem Weibsbilde der Stadt eine feinerne Stule errichten, die noch heutigen Tages steht und die „Hahnkrone“ genannt wird.

**Aus Heimath und Fremde.**

**Ein militärischer Tapas aus dem Zululande.** (Mit Wajir.) Immer handgreiflicher stellt sich heraus, daß im „schwarzen Erdtheile“ die Europäer mit den eingeborenen Rassen denselben entscheidenden Kampf aufzunehmen haben, wie er in America mit der Indianer-Rasse so ziemlich schon zum Austrag gebracht worden ist. Denn auch auf afrikanischem Boden zeigen überall da, wo Europäer zu Erwerbsszwecken oder auch nur im Interesse der Missionsthätigkeit daselbst geltend machen wollen, die Farbigten sich als feindseligen Element und zwar weit mehr barbarischer Material, als in America die aller schlimmsten Volksstämme je gesehen sind. Uebrigens sind in Afrika zwei Rassen auf Leben und Tod zu bekämpfen: die Negere und die fanatischen Araber. Die Weisheit brauchen wir überall, auch in Afrika zur Anfriedelung alle diejenigen unglücklichen anbauwürdigen Strecken, auf welchen sich die Schwarzen und die Araber, größtentheils verkommen unter hohen Beherrschern und Missethätigen, vogelbändig umtreiben; früher oder später müssen auch dorthin die Waffen abfließen, welche bei uns durch Ueberdölkerung entbehrlich werden.

England und Frankreich haben den Kampf mit jenen beiden Rassen längst aufgenommen, und namentlich von letzterem ist zu behaupten, daß, wenn es auch gegenwärtig im afrikanischen Nordosten eine Art Schaakelssystem befolgt, seine Angehörigen doch überall da, wo sie sich einzustellen wollen und können, eventuell selbst kräftigen militärischen Schutz finden.

Auch im Zululande, im Südoften Afrika, haben die nachhaltigen Kämpfe bereits geführt und schließlich den König Cetewayo als Gefangenen nach England geschafft, so lange bis er als ungenügend wieder in seine Heimath zurückverpflanzt werden konnte. Inzwischen aber hatte sich ein Aenderer zum Beherrschere aufgeworfen und dessen Anhängere sichten sich herauf, daß Cetewayo sie nicht mehr habe, ungefähre so, wie ein tüchtiger Hahnstund, wenn er sich einige Zeit im Hühnergehe des Abdesers befunden hat, nicht mehr „starr“ sein soll. Darum ist seitdem die Autorität des Zurückverpflanzten kaum noch etwas werth. — Der schwarze Held, dessen Bild wir auf Seite 461 vorführen, ist ein Offizier der königlichen Zulul-Garde, einer von der Sorte, die dem Prinzipal Zulu aus dem Hinterhale hervor ein Ende machte. Daß dieser chagritze Aufstiepler ungefähre wie ein wandelnder Opuntiacactus auslieht, hat seinen doppelten Zweck: der sonderbare Hufspitz bildet ebenso zu äußerlichem Schmucke, wie er auch die schwarzbraunen Wurzeln im Hinterhale besser verbergen und den unerfahrenen Feind in die Täuschung verfallen löst, er habe nur einen hohlen Hülzen vor sich. Thierische Schamhaft ist allen auf niedriger Bildungsstufe lebenden Wilden und Halbwilden eigen.

**Amerlei Rühliches.**

**Fischbruten.** Je mehr durch stielchen Consum die deutschen Flüsse und Seen von Fischen geplündert werden, desto dringender ist es geworden, durch Pflanz künstlicher Fischbruten die Ausbeute zu vermehren. Mit die Weiszer von Wütern, welche über Teiche, Flüsse, Seen, Bäche &c. zu verfügen haben, ist es von Interesse, Stellen zu kennen, von denen sie Fischbruten beziehen können. Bei machen unter diesem Gesichtspunkte die Bahner Fischzuchtleren in Bohna aufmerksam. Von dort können bezogen werden: Edel-Salzkarpfen, Streich-Edelkarpfen, Goldkarpfen, Goldorfe, Say-Lach, Forellensau, Lachs, Stein- und Bachforellen, Saiblinge, Vachse und Maränen, grüne Edelbarben &c. Fischbrutendungen werden als Elgutz zu gewöhnlichen Fruchtpreisen verkauft.

**Gegen die sog. Schwaben und Russen.** Es werden gegen dieses überaus schädliche und schmerzhaft Ungelezer angewendet: 1. Wobspfortbeiz, in den Anfängen der Wärme, in denen sich die Thiere zeigen, aufgestellt und in die Tünnen der Döser und Wände geschlagen. 2. ein Pulver aus 2 Theilen Borax und 1 Theil Salzsäure, ebenfalls in die Ritzen und Ritzen gebracht. 3. ein Gemisch dieses Pulvers mit Zwerdrittel Gerbenrieh mit etwas Bier, woraus keine Ründen geformt werden; 4. ein Pulver aus Borax und Zucker, an allen Stellen aufgestreut, wo die Thiere sich zeigen, besonders auch an den sog. Ausgüssen in den Kichen.

**Ritte für Holz, Stein, Metalle &c.** 1. Weiszer Ritt: Schlemmkreide, mit Wasserlösung angemacht; oder Zinkstaub mit Wasserlösung angemacht. 2. Schwarzer Ritt: Natron-Wasserlösung und feun geliebtes Schwefelantimon, oder gleiche Theile von Schwefelantimon, staubförmigem Quecksilber und Wasserlösung. 3. Grauer Ritt: Gleiche Theile staubförmiges Quecksilber und Zinkstaub in Wasserlösung.

**Schlesischer Geschichts-Kalender.**

- (Nach Mittheilungen des Pastor **Vormann** in Braunsly.)
- Den 12 April 1546. Kaiser Ferdinand III. kommt zum dritten und letzten Male nach Breslau.
  - 1596. Bengel II. Freiherr von Zöllitz wird von Herzog Johann Friedrich zu Brieg zum Statthalter des Fürstenthums ernannt und nach dessen Tode zum Vormund seiner unmündigen Prinzen.
  - 1605. Großer Brand zu Schönau am Hirschberger Kreise.
  - Den 13. April 1109. Kaiser Heinrich V. belagert das Schloß Sulzkoms (Weiszen) a. d. Oder, das damals auf dem 1/2 Meile östlich von der jetzigen Stadt liegend, Festung stand.
  - 1617. Großer Brand zu Bischofen in O.E.
  - 1744. Grundsteinlegung der evangelischen Kirche zu Brimkenau.
  - 1757. Bischofen fast gänzlich ein Raub der Flammen.
  - 1807. Französische Truppen unter Commando des General Ledouze rüden vor Blas, Gefecht bei Schelle.
  - Den 14. April 1244. Die Talaren bestürmen das feste Schloß zu Schönau vergeblich.
  - 1241. Heinrich II., Herzog in Liegnitz † in der Schlacht zu Wahlstadt, wird in Breslau begraben.
  - 1258. Herzog Wladislaus zu Oppeln stiftet das Dominikaner-Kloster daselbst.
  - Den 15. April 1530. Die Partische zu Schweidnitz brennt ab.
  - 1758. Der preussische General von Treslow erobert Schweidnitz mit Sturm, der österreichische Commandant Thierjamsb ergibt sich mit 5000 Mann triegsgefangen.
  - 1805. Königl. Cabinetsschreiben an den Fürstbischhof zu Breslau wegen Einziehung der katholischen Kirchen.
  - Den 16. April 1452. Grundsteinlegung des Elisabethenthums in Breslau.
  - 1613. Großer Feuersbrand in Goldberg durch Nordbrenner angetzündet. 611 Häuser brennen ab.
  - 1701. Bequahme der evangelischen Pfarische in Palnau.
  - 1736. Die Stadt Neidenstein erhält vom Kaiser Carl IV. eine bestimmte Bestätigung aller ihrer Freiheiten.
  - 1809. Königl. Kammer von Glogau wird nach Liegnitz verlegt. Die Kammeren erhalten die Benennung Landesregierung, sowie die bürgerliche Oberster Landesgericht.
  - Den 17. April 1576. Herzog Heinrich XI. von Liegnitz wird von der Regierung entsetzt und selbige seinem Bruder Friedrich IV. übergeben.
  - 1758. Umbau der Karloffeln durch den König, preussischen Minister Schlabrendorf eingeleitet.
  - 1807. Gefecht beim Galwitzerberge bei Blas.
  - 1814. Glogau, 7 Jahre von den Franzosen besetzt gehalten, wird von denselben geräumt.
  - Den 18. April 1257 die feindseligen Heere des Herzogs Boloslaw II. des Königen von Liegnitz und Herzog Heinrichs IV. zu Breslau treffen einander ein Treffen zwischen Stolz und Progan bei Frankenstein.
  - 1610. Stadt Braunsly brennt ab bis auf die Kirche.

